

Die Zeitschrift

Nr. 19

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Der Träumer.

Erzählung von Ernst Preczang.

Vornüber gebeugt, im schwarzen Rock und Zylinderhut, an den Händen schwarze Handschuhe, so schob Martin Nuhl, die langen Arme haltlos schwingen lassend, stumpf und gedankenlos dahin. Er konnte es noch immer nicht fassen, daß er seine alle Mutter nun für immer verloren hatte, trotzdem der kleine weißhaarige Kantor Bagel fortgesetzt tröstend auf ihn eintredete, seitdem sie mit einem Teil des Gefolges den Friedhof verlassen hatten.

„Sieh' mal, mein Jung', sie war doch in den Siebzigern und hat in ihrem Leben so viel durchgemacht, daß Du ihr die Ruhe wohl gönnen kannst. Mit zwei Männern sich herumzuschlagen, das ist doch feinstkleinigkeit, davon kann eine Frau schon müde werden. Ihr erster hat getrunken, der zweite geoffen. Der eine hat die Wiesen ins Gasthaus getragen, und der andere hat gemeint, wo die Wiesen sind, sollen auch die Felder sein. Das Vieh haben sie so nebenher mit-

genommen, und jetzt ist kein Anhschwanz mehr da. Na, das weißt Du ja. Gott hab Deinen Alten selig, aber ich möchte nicht in seiner Stelle sein, wenn Dein Mudding ihm nun im Himmel die Rechnung aufmacht und Petrus sich die Aermel aufkrempelet. Aber ich glaube, sie tut's nicht mal. Nein. Sie war zu gut, viel zu gut für diese Welt, wo nur die Lumpen sich so recht

wohlfühlen können. Und wenn sie nun selig ist, dann wird sie ganz gewiß weiter nichts tun, als alle himmlischen Mächte bitten, für Dich, für ihr Martin, zu sorgen. Na, auch gegen Dich war sie viel zu gut . . . nein, nimm mir's nicht übel . . . es wird schwer halten, daß Du allein gehen lernst . . . Siehst Du, da purzelt Du schon beinahe in den Graben . . .“

Von der See her, über Dünen und Deich, streich ein scharfer, kalter Wind in das Dorf Könnelsbagen und führte vereinzelt Schnee floden mit sich, die sich an die Kleider und Hüte der Leidtragenden hefteten, sich in Haar und Bart verfangen, dort aufstauten und dann wie helle Perlen hängen blieben. Bei jedem heftigen Windstoße griffen die Männer an die

Hüte und Martin Nuhls rather Zylinder befand sich immerfort in Gefahr, davon gerissen zu werden; denn es war ein Erbstück und ursprünglich für einen weniger umfangreichen Kopf bestimmt. Außer dem Kantor sprach nur selten einer ein Wort; alle hatten genug damit zu tun, die zahlreichen Pfügen zu vermeiden, die vom Straßendamm auf den Fußsteig übergetreten und nur mit einer dünnen Eisschicht bedeckt waren und die Schlittenbahnen, die die Dorfjugend von Könnelsbagen angelegt und mit Ausdauer und Holzpantoffeln blank poliert



F. Bartels: Am Meer.

Der kleine Kantor ergriff den jungen Mann am Arm, zog ihn auf den Fußsteig zurück und sah mitleidig hinauf in das rote und runde Gesicht, über das die Tränen wie große, dicke Erbsen kollerten. Zuweilen fuhr der schwarze Rockärmel an die Augen, aber man hörte keinen Ton aus dem Munde Martins, kein Seufzen und Schluchzen.

hatte. Wer von dem Gefolge an seinem Hause oder seiner Straße vorüberkam, verabschiedete sich von den übrigen durch ein kurzes Kopfnicken. So schmolz die Gesellschaft immer mehr zusammen, bis endlich nur noch der Kantor und Klaus Langhorn, ein alter Fischer, Martin Nuhl in seine Wohnung begleiteten. Als aber auch Klaus sich davonmachen wollte,

sagte der Kantor: „Lauf Du nicht auch noch weg, Klaus. Hilf mir lieber, den Jungen nach Hause zu bringen. Wir bleiben noch 'ne Weile bei Dir, Martin, damit Du nicht gleich zu einsam bist.“

Langhorn zögerte: „Ja will man bloß 'ne Tasse Kaffee trinken, Kantor.“

„Das wollen wir alle. Im Muhlhaus werden sich schon noch ein paar Bohnen und Wasser finden, nicht wahr, Martin?“

Martin hörte nicht. Er war ihnen zwei Schritte voraus und strebte nun gegen den Wind. Der schwarze Rock straffte sich auf dem fetten Rücken, und in den weiten Beinleidern hing sich der Wind und zeigte die rohen, braunen Schäfte der langen Stiefel.

„Wat dot is dot, und kummt nich wedder,“ sagte Klaus Langhorn, als sie Martin eingeholt hatten. „Du mußt dor nich mehr an denken.“

„Laß ihn.“ Der Kantor hob den Arm, als wolle er weitere Tröstungen abwehren. „Er war schon in der Schule so. Wo ein anderer ein Glas voll Tränen vergießt, wird es bei ihm immer ein Eimer voll.“

„Wat ein in sich hätt, dat hätt ein in sich.“ Klaus nickte bedächtig.

Der Kantor lächelte. „Wenn Du wat seggst, Klaus Langhorn, dann seggst Du wat.“

„Ja bin 'n olen Praktiker, Kantor.“ —

Vor der Heckenpforte des Grundstücks, aus dem die alte Mutter Muhl heute hinausgetragen worden war, blieb Martin stehen und rang sich einige Worte ab: „Sie kommen wohl noch 'n bißchen mit rein, Herr Kantor? Sie auch, Herr Langhorn.“

„Ja, mein Jüngling; wir haben die ausdrinaliche Absicht, bei Dir Kaffee zu trinken.“

„Dat is kold hüt.“ Klaus entschuldigte sich.

Martin erröte. „Ich weiß wirklich nicht, ob noch etwas da ist.“

„Na,“ sagte der Kantor, „wenn nicht, dann nicht. Aber hoffentlich hast Du einen warmen Ofen.“

„Ich glaube nicht. Ich habe noch gar nicht daran gedacht.“

„Schöne Wirtschaft. Dann zeig uns mal gleich, wo wir Holz und Torf finden.“

Martin führte sie am Hause vorbei in den Stall, der im hinteren Teile des Gartens lag. Dort beluden sie sich mit Feuerung und waren im Begriff, ins Haus zu treten, als eine Mädchenstimme rief: „Ja hew all inbött.“

„Klein-Miezing!“ riefen alle drei auf einmal, und selbst Martin lächelte.

Ein Mädchenkopf sah freundlich über die Hecke des Nachbargrundstücks und nickte ihnen zu.

„Du bist ein Engel, Miezing!“ Der Kantor warf seinen Torf hin.

„Ich hab man bloß noch keine Flinken“), Herr Bagel.“ Sie lachte und lief davon.

„Dor hett sei recht,“ sagte Klaus Langhorn, „Engels ohne Flinken gimt dat nich.“

„Doch, Klaus.“ Der Kantor folgte Martin. „Es gibt auch Engel ohne Flügel: Frauen, die uns die Erde zum Paradiese und das Leben zur Seligkeit machen.“

Der alte Fischer stellte sich an den Ofen: „Solange sei söbentein Johr sünd, mag dat angahn, Bagel. Du biß nich verheirat! Aber wenn sei mündig sünd, kriegat 's 'n Mul, dat gläntw mi man.“

Der Kantor antwortete nicht, sondern wies mit triumphierender Geberde auf den Tisch. Da stand wohlgeordnet ein ganzes Kaffeegeschirr, ein Teller mit Butter, ein Glas mit Honig, und in der Mitte des Tisches lag ein langes, frisches Schwarzbrot nebst dem dazu gehörenden großen Messer.

„Ja.“ Klaus kam näher. „Dat maßt sid ganz gaud!“

„Und ich wette, daß Klein-Miezing uns auch Kaffee gekocht hat!“ Der Kantor langte in die tiefe Ofenröhre und holte einen großen braunen Topf heraus. „Da hast Du ja gleich eine famose Wirtschaftlerin gekriegt, Martin.“

Martin sah verdußt auf den Tisch: „Das kann ich wohl gar nicht bezahlen.“

Der Kantor lachte und füllte die Tassen. „Dann verklagt Dich Klein-Miezing, und Du wirst verdonnert, sie zu heiraten.“

Langhorn strich sich ein dickes Butterbrot: „Denn verköp leiber dien Sus und betahl. Dat is immer noch billiger.“

„Na, mein lieber Klaus!“ Der Kantor bewegte den Zuckerlöffel in der Luft und rührte dann energisch in seiner Tasse. „Wenn ich mal eine Bilanz ziehen wollte, dann würde sich vermutlich mit erschreckender Deutlichkeit herausstellen, daß die franenlose Wirtschaft erst recht kein einträgliches Geschäft ist!“

Klaus ließ einen dicken Faden Honig auf sein Brot laufen: „Alles mit'n Hennerscheid. Dat is, wie dat mit dei Zinnen is: dei slietig¹⁾ sünd, drägt wat 'ran, aber dei Zulen fret' dat weg, wal dei annern 'ranhalt.“

„Schön.“ Der Kantor nickte. „Auf dieses Kompromiß können wir uns einigen. Denn diesmal hast Du es wirklich getroffen, Klaus Langhorn.“

Martin Muhl saß noch immer schweigend am Tisch, mit verlorenen Blicken in das offene Feuer des Ofens starrend. Er dachte an seine Mutter und wie sie sonst um diese Tageszeit hier mit ihm gefessen und ihm die besten Bissen zugeschoben hatte. Er meinte, sie müsse plötzlich erscheinen, ihm die Tasse füllen und sagen: „Trink, Martin!“

Vor anderen war's ihm oft unlieb gewesen, wenn sie ihn in allem wie einen kleinen Jungen behandelte. Aber nun, in diesem Augenblick, da ihm das Grauen vor der kommenden Einsamkeit durchfröstelte, hätte er's gern gehört: „Trink, Martin!“

Niemand sagte es. Aber vielleicht hatte der Kantor seine Empfindungen erraten; denn er reichte ihm eine Brotschnitte: „Ja, Jüngling, und trink!“ Er schob ihm eine volle Tasse hin. „Die Welt ist doppelt trübe, wenn der Magen knurrt.“

Zögernd folgte Martin dem Geheiß. Er nippte nur und faute träge. Aber allmählich verwandelte er sich, und je deutlicher vor seinen Augen Kaffee topf und Honigglas wurden, desto mehr verblaßte das Bild der Mutter und trat zurück vor dem Triebe, sich zu sättigen. Seit drei Tagen hatte er wenig zu sich genommen; nun gerieten der Kantor und Klaus in immer größeres Erstaunen vor seinem Appetit, der sich rüchhaltlos befriedigte. Die Butter- und Honigschnitten verschwanden wie Fliegen im Rachen eines Hechtes, und der Inhalt von einem halben Duzend Tassen lief schlank hinunter wie Regen in einer Dachrinne.

„Wenn Du immer so futterst, mein Sohn,“ der Kantor lachte, „dann wirst Du genug zu tun haben, um Deinen Schraub voll zu halten. Hast Du Dir schon überlegt, wie Du das anfangen willst? Hat Deine Mutter etwas hinterlassen?“

„Ich weiß nicht, Herr Kantor.“ Martin faute. „In den letzten drei Tagen habe ich an gar nichts gedacht. Aber ich will mal nachsehen.“

Er begab sich in eine nebenanliegende Kammer und schloß dort eine große Truhe der Mutter auf.

Indessen sagte Klaus Langhorn: „Wat hei dor find't, Kantor, dat ward of woll nich mehr sien, als 'ne Matt op ebr'n Steert²⁾ wegdrägen kann.“

Martin kam mit einer alten gestrickten Geldbörse und mit einem „Hauslegen“ — einen halbfertig gestickten Wandspruch, zurück. Der Inhalt der Börse schüttete er auf den Tisch. Der Kantor zählte das Geld.

„Na, mein Sohn, wenn Du alle Beerdiigungskosten berappt hast, kannst Du Dir viel leicht noch'n Duzend Zigarren kaufen, aber mehr nicht.“

„Denn blieb man bie dien Fischhandel nun bi de Mökeri,“ sagte Klaus.

Martin sah den Kantor an: „Das möchte ich nicht.“

„Das hat bis jetzt Dein Mudding gemacht nicht?“

„Geholken habe ich ihr ja.“

„Aber wenig, wie? Dich hat man doch selten mit dem Büdlingskorb gesehen. Was hast Du getan, mein Jung?“

„Mähler de Bäuler seten,“ sagte Klaus mit einem Anflug von Zorn. „Gedichten hätt he maßt! Blattbütsche noch datant!“

„Ich habe auch gelernt.“

„Gelernt?“ Der Kantor war aufgestanden und ging hin und her. „Was?“

„Allerlei.“

„Allerlei!“ Bagel reckte die Arme in die Luft. „Was willst Du damit? Hast Du ni daran gedacht, daß Du Dich einmal allein ernähren mußt?“

(Fortsetzung folgt)

Einphasen-Wechselstrom-Motore.

Von Karl Hermann.

Es sind jetzt über drei Jahrzehnte her, daß auf der damaligen Gewerbeausstellung in Berlin eine Menheit gezeigt wurde, ein kleiner, durch Elektrizität betriebener Bahnzug. Der von unten zugeleitete, von einer entfernten Dynamomaschine gelieferte Strom bewegte im vordersten Wagen einen Elektromotor, der die Räder drehte und das Fahrzeug so wie es sonst bei der Lokomotive durch den Dampf geschah, zum Vorwärtssollen brachte. Aus dieser Erfindung entwickelten sich bald kleinere Bahnen für industrielle Zwecke und einige städtische Verkehrsbahnen, immer noch mit der Stromzuführung von unten. Erst als die in Amerika verbesserte Anordnung einer oberirdischen Stromzuführung aufkam, wobei einige Meter oberhalb der Gleiswege blanke Kupferdrähte gespannt und an denen die elektrische Energie mittels auf dem Wagendach befestigter Stangenkontakte abgenommen wurde, entstanden unsere elektrischen Straßenbahnen im modernen Sinne. Deren existieren heute nur Tausende.

Schon die elektrischen Straßenbahnen spielen eine recht wichtige Rolle in der Personenbeförderung, aber die Elektrotechnik hat sich eine weit gewaltigere Aufgabe gestellt, das ist die „Elektrifizierung“ von Vorkampfbahnen. Was damals mit dem kleinen Zug eben angedeutet wurde, soll gegenwärtig und zukünftig Tatsache werden, die elektrische Maschine wird die auf den ländlichen Hauptbahnen vor Stadt zu Stadt brausende Dampflokomotive bei der Förderung der Personen- und Güterzüge ersetzen. Dies verspricht der neue Einphasen-Wechselstrom-Motor.

Wie aus der Bezeichnung hervorgeht, handelt es sich hier einmal um eine besondere Art des elektrischen Stromes, zum anderen um eine eigenartige Maschine. Zum Betrieb der jetzigen Straßenbahnen dient Gleichstrom, den die Dynamomaschinen in der Zentrale so erzeugen, daß er in gleichmäßigem Fluß von der Austrittsseite der Dynamomaschine durch die oberirdischen Zuleitungsdrähte nach Wagen und Motoren und dann in den Fahrstienen zur Eintrittsseite der Dynamo zurück zirkuliert.

¹⁾ heute. ²⁾ schon eingeweicht. ³⁾ Flügel.

¹⁾ fleißig. ²⁾ Schwanz.

Der Wechselstrom dagegen besitzt keine bestimmten, immer festen Aus- und Einflusswerten, Pole, wie man es nennt, sondern vertauscht diese fortwährend. Ihn erzeugen besondere Dynamomaschinen. Wenn man deren, die elektrische Ladung abgebenden Endschrauben durch eine passende Drahtleitung miteinander in Verbindung setzt, würde der Strom zuerst an der rechten heraus-, zur linken hineinfließen: anfänglich schwach, dann immer stärker, wieder schwach, zuletzt verschwindet er momentan ganz. Plötzlich kommt er schwach an der linken Schraube heraus, geht also jetzt zur rechten hinein, und zwar wächst er ebenfalls stetig an, erreicht seine höchste Stärke und sinkt wieder. Darauf folgt abermals eine Ruhepause und dasselbe Spiel von der anderen Seite. Je ein Paar solcher Stromimpulse nennt man eine Periode, die Anzahl der Perioden pro Sekunde beträgt nach der Konstruktion der betreffenden Maschine zwischen 15 und 60. Mit diesen Darlegungen können wir uns wohl in den Unterschied zwischen Wechsel- und Gleichstrom hinein-denken.

Daß man nun mit Wechselstrom in speziell dafür gebauten Motoren, und nicht mit den Gleichstrommotoren unserer Straßenbahnen, die Vollbahnzüge vorwärts bewegen will, hat seine guten Gründe. Es liegt in der Natur der großen Länderbahnen, daß man die Energie über weite Distanzen an Drähten fortleiten muß. Bei einem derartigen Transport der elektrischen Ströme geht beständig Kraft verloren. Welchen Umfang der Verlust annimmt, richtet sich hauptsächlich nach der Stromstärke — der Mächtigkeit des Stromes, sagt man wohl besser — und der Güte des Weges, den er in der Leitung vorfindet. Schmale, nicht so gut leitende Drähte und erhebliche Stromstärke würden viel an Kraft einbüßen; die Dynamomaschine der Zentrale würde freilich ihr Normales leisten, aber der in der Ferne laufende Elektromotor kaum ein Teil. Man könnte den Mangel durch dicke Drähte beheben, — das wäre unwirtschaftlich, besser ist es, die beiden Faktoren, die die Arbeitsfähigkeit des Stromes bedingen und von denen die Stromstärke nur der eine, die elektrische Spannung der andere ist, zu ändern. Verwendet man zur Kraftübertragung geringere Stromstärke und desto höhere Spannung, so genügen relativ dünnere Drähte, nur müssen die Leitungen um so sorgfältiger isoliert, also getrennt und geschützt sein. Infolge der mäßigeren Stromstärke bleiben die Verluste erträglich, doch aus ihr und der hohen Spannung ergibt sich noch immer eine beträchtliche Arbeitsfähigkeit des in die Ferne gesandten Stromes. Nach diesem Prinzip normiert man ja bei städtischen Straßenbahnen schon die Spannung auf 500—600 Volt, aber über die weiten Strecken der Vollbahnen müßte man sie zu ebenso vielen Tausend Volt und höher wählen. Hiernach würde die Benutzung des Stromes am Motor des elektrischen Zuges wiederum sehr schwierig sein, wollte man den Strom nicht vorher so umformen, daß er niedrigere Spannung und größere Mächtigkeit eintauschte. Das geht jedoch bei hochgespanntem Gleichstrom nur mittels rotierender Maschinen, die nicht ohne Beaufsichtigung laufen können, während Wechselstrom durch völlig stillstehende Apparate, Transformatoren, umgewandelt wird, die im allgemeinen keiner besonderen Wartung bedürfen. Die Apparate sind äußerlich aufrechte, eiserne Kastenbehälter, in deren Innerem ein Gerüst aus Eisenblechpaketen eine Anzahl Rollen von isoliertem Kupferdraht trägt. Zwei Arten der Spulen sind es, die eine ist aus dickem, die andere aus dünnerem Draht; die gleichartigen werden untereinander verbunden. Wir haben es also mit einer dicken und dünnen Rollen-gruppe oder primären und sekundären Wick-

lung zu tun. Man bedient sich der Transformatoren sowohl in der Zentrale, wo man durch die dicke Rollen-gruppe den Wechselstrom der Dynamomaschine, von niederer Spannung und großer Mächtigkeit, schickt, wonach er auf Grund der Induktionswirkungen in der dünnen Wicklung einen anderen Wechselstrom mit geringer Stärke und hoher Spannung erweckt. Am Arbeitsort geht nachher in umgekehrter Weise die oben erwähnte Rückumsetzung vor sich. Diese verhältnismäßig einfachen, nichtrotierenden Apparate ermöglichen damit, daß sie die elektrische Energie in fabelhafte Spannungen und zurück verwandeln, eine mit Gleichstrom nie erreichbare Fernübertragung und gleichzeitige leichte Verteilung der Kraft.

Nun verwendet man ja heute schon in ausgedehnten Ueberlandnetzen den Wechselstrom, aber in einer anderen Form, als Drehstrom. So, wie wir das Spiel der gegeneinander zirkulierenden Impulse in einer Hin- und Rückleitung schilderten, wirbeln da 3 verschiedene Impulsfolgen auf dreifachem Drahtweg durcheinander, treffen sich aber im Motor zu gemeinsamer Arbeit. Darum nennt man ihre Vereinigung Dreiphasenstrom, während der von uns oben beschriebene ein Einphasen-Wechselstrom ist. Leistungsfähige Motoren für Dreiphasenstrom kennt und benutzt man bereits seit längeren Jahren, man begegnet ihnen in der stationären Kraftübertragung und auch im Bahnbetrieb, z. B. im Simplontunnel oder seinerzeit bei den Schnellbahnwagen. Eine dreifache, oder, wenn man die Schienen mitbenutzt, eine doppelte Drahtleitung wird für die direkte Zugstromlieferung an Weichen und Kreuzungen Komplikationen verursachen. Darum griff man häufig zu dem Auskunftsmittel, eine lange Bahnstrecke in mehrere Partien zu gliedern, neben jede einzelne eine „Unterstation“ zu bauen, dort ebenso viele Male den aus einer gemeinsamen Zentrale stammenden, hochgespannten Drehstrom durch Dynamomaschinen in gewöhnlichen Gleichstrom umzusetzen und damit die Blockstrecken zu versorgen. Die Nachteile eines solchen Mischbetriebes überschatten selbstverständlich die günstigen Eigenschaften der Wechselstromverwendung und darum projiziert man den reinen Wechselstrombetrieb nach dem Einphasensystem, wo ein Draht und die Fahr-schienen genügen, wie bei Gleichstrom.

Diese neuen Elektromotore für Einphasenstrom, die demnach eine ähnlich einfache Betriebsweise wie Gleichstrom und Fernübertragbarkeit wie Drehstrom gestatten, besitzen eigen-tümliche, von den einzelnen Erfindern verschiedenartig entwickelte Konstruktionen. Aus ihrem geschichtlichen Werden möchten wir nur anführen, daß in den 80er und 90er Jahren neben den bedeutenderen Maschinenwerkstätten einige Elektriker mit bekannten Namen auf dem Gebiete der Wechselstrommotoren tätig waren, so in Deutschland Görges, in Oesterreich Bláthy und Déri, in England Atkinson und andere. Teils lehnten sich die damaligen Motore den Dreh- und Gleichstrommaschinen an, teils waren es spezifische Wechselstrommaschinen, z. B. die Synchronmotore und der Repulsionsmotor von Elihu Thomson. Die modernen Wechselstrom-motore, die um 1903 und danach entstanden, bilden zusammen die Klasse der Einphasenkollektormotore, wo wir die Systeme von Lamme, Finzi, Winter-Giehberg, Latour und anderen treffen.

Wir würden indes diese kaum verstehen, wollten wir uns nicht zuvor der Wirkungsweise des Gleichstrommotors kurz erinnern. Es ist sehr passend, daß er jetzt durchgängig eine gewisse Grundkonstruktion besitzt und in kleineren stationären Exemplaren aus einem viereckigen oder runden Eisengehäuse auf verschiebbarer Sohlplatte besteht, der in der Richtung der gerade die Mitte schneidenden Maschinenwelle

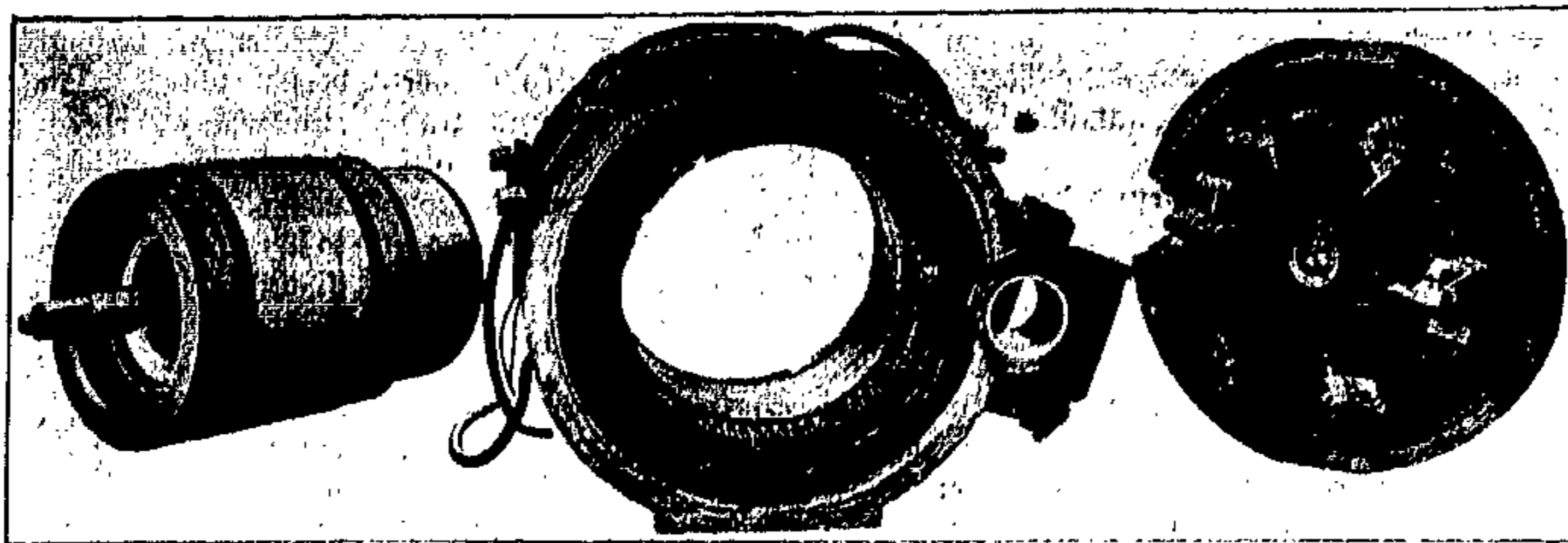
vorn und hinten offen ist. Den Hohlraum überspannen an beiden Seiten die mit dem stästen verschraubten Arme der Lagerböcke — oder „Lagerschilder“ bei rundem Bau —, in denen die spiegelglatten, öligen Metallschalen der Lager die Enden der Maschinenwelle umfassen. Diese selbst trägt vor dem einen Lager eine Nennscheibe, zwischen den Kastenwänden im Innern den Anker, daneben den an seiner schön kupferblanken Rundfläche kenntlichen Kollektor. Der Anker ist ein zylindrischer Eisenkörper, der nach bestimmten technischen Regeln mit umsponnenem Kupferdraht bewickelt ist. Von zwei der Innenwandungen des Kastens, der oberen und unteren, oder, wie wir einfacher annehmen, der rechten und linken, ragen zwei viereckige Aufsatzblöcke nach dem Anker hin und endigen vor ihm in zwei breiteren Platten. Diese sind nach innen so abgerundet, daß sie die Mantelfläche des Ankers mit wenig Spielraum umfassen. Es entsteht da, indem beide einander zugekehrt sind, gewissermaßen eine Höhlung, in der sich der Anker frei dreht. Auch die Aufsatzblöcke sind mit isoliertem Kupferdraht bedeckt, jeder mit einer Spule aus einem langen Glid, dessen erstes Ende an dem außen auf dem Maschinengehäuse befestigten Nennschraubenbrett liegt, während die beiden Zweiten miteinander direkt vereinigt sind. Die Drähte, die aus irgendeinem Leitungsnetz elektrische Energie einführen, münden ebenfalls am Nennbrett, und darum fließt der Strom zunächst über die zahlreichen Windungen der Spulen. Die Aufsätze werden zu starken Magneten, Elektromagneten, die Platten zu ihren Polen, die eine Süd-, die andere Nord-pole; den Hohlraum durchqueren die Strahlen magnetischer Kräfte, die Kraftlinien, und liefern hier ein magnetisches Feld. Wir stoßen da wieder auf die uns aus der Elektrotechnik wegen ihrer mannigfaltigen praktischen Verwertung geläufigeren physikalischen Gejebe.

Der Anker, den wir vorhin kurz als Zylinderkörper bezeichneten, kann sowohl aus lackierten Eisendrahtbündeln über einen, die mit Speichen ausgestattete Welle allseitig umgebenden nochmaligen Hohlraum aufgewickelt, oder auch aus papierbeklebten Eisenblech-scheiben aufgeschichtet sein, die gleich an die Welle gepreßt sind. Im ersten Falle wird der Querschnitt des Zylinderkörpers ein Ring, im anderen eine volle Trommel. Nach dieser Gestalt richtet sich auch die Art der Kupferdrahtbelegung. Wenn wir in der Richtung der Maschinenwelle durch einen Ringanker schauen, so liegt zwar eine scheinbar große Anzahl von Drähten, alle zur Welle parallel, darauf, in Wirklichkeit ist es ein ununterbrochener Drahtlauf. Er geht an der Mantelfläche beispielsweise nach hinten, innen im Hohlraum nach vorn, wieder zurück, vorwärts usw. So kommt eine Spule heraus, deren Breite erst einmal ein Zweiunddreißigstel der Kreisrundung betragen soll. Dann wird eine andere Spule aus demselben Drahtlauf gebildet, die das zweite Zweiunddreißigstel überspannt und danach eine dritte, bis zweiunddreißig vollendet wurden. Wo eine Spule aufhört und die nächste anfängt, ist ein Verbindungsdraht zum Kollektor gespannt, dessen Rundfläche in ebenso viele gerade Segmente gegliedert ist, wie Ankerpole vorhanden sind. Die einzelnen Stücke stehen wie die Dauben eines Fasses, aber elektrisch getrennt, fest nebeneinander. Am Lager neben dem Kollektor steckt in einem Gelenk eine doppelhebel-artige Armatur, die oben und unten über den Kollektor greift und dort je einen horizontalen Bolzen isoliert trägt. Dieser hält an einfachen federnden Mechanismen die Kontaktteile aus Kohle oder dickem Metallgeflecht, die Bürsten, die während der Rotation des Ankers über die glatte Oberfläche des Kollektors schleifen, und zwar stets oben und unten gleichzeitig von einem Seg-

ment zu dem anderen. Auch von den Grenzpunkten der Bürstentafeln, so heißt die Armatur, führen zwei Leitungen nach gesonderten Schrauben des Klemmenbrettes.

Mit ihrer Hilfe kann man die Bürsten, also den Anker, um die Drahtrollen der Feldmagnete in zweifacher Art vereinigen. Zunächst schließen wir die Schraube der einen Bürstenleitung an die positive des Klemmenbrettes, die andere Bürstenleitung an die negative, wir zweigen also einen Separatstrom ab. Freilich würde sich, wollte man den Strom des Leitungsnetzes so ohne weiteres auf die verbundenen Schrauben schalten, eine mächtige, zerstörende Kraftfülle unter Feuersprühen und Erhitzung in den stillstehenden Motor ergießen, — Kurzschluß wäre es. Um ihn zu vermeiden, fügt man in die Drähte vor dem Motor einen Anlasser ein, einen Apparat mit nicht gutleitenden Drahtspiralen, die man durch das Verschieben einer Kurbel mehr oder weniger zur Wirkung bringt und deshalb die Stromstärke schwächt oder steigert. Man hat es demnach in der Hand, den Strom nicht über ein gewisses Anfangsmaß wachsen zu lassen. Jetzt fließt ein Teil über die Feldwicklung, links von uns wird der Süd-, rechts der Nordpol erregt. Der andere Teil des Stromes geht durch die oberen Bürsten — die wir uns der Einfachheit halber beide gerade in der Mitte zwischen den Magnetpolen denken —, passiert das eben dort befindliche Segment, dessen Leitung und spaltet sich am Scheitelpunkt des Ankers abermals. Zur Hälfte eilt der Strom über alle rechten, halb über alle linken Ankerspulen nach unten; da treffen beide Stromhälften wieder zusammen und fließen durch Segment, Bürste und Leitung wieder zurück. Diese Stromzirkulation hat zur Folge, daß oben und unten in der Mitte Magnetpole im Anker entstehen, oben ein Süd- und unten ein Nordpol. Sofort wird nun der neugebildete Süd- von dem festen Nordpol, rechts, angezogen, der Anker weicht nach, aber ehe der bewegliche Pol des Ankers den stillstehenden erreicht, ist die Bürste auf das nächste Segment gekommen und hat mit dem Einschal-

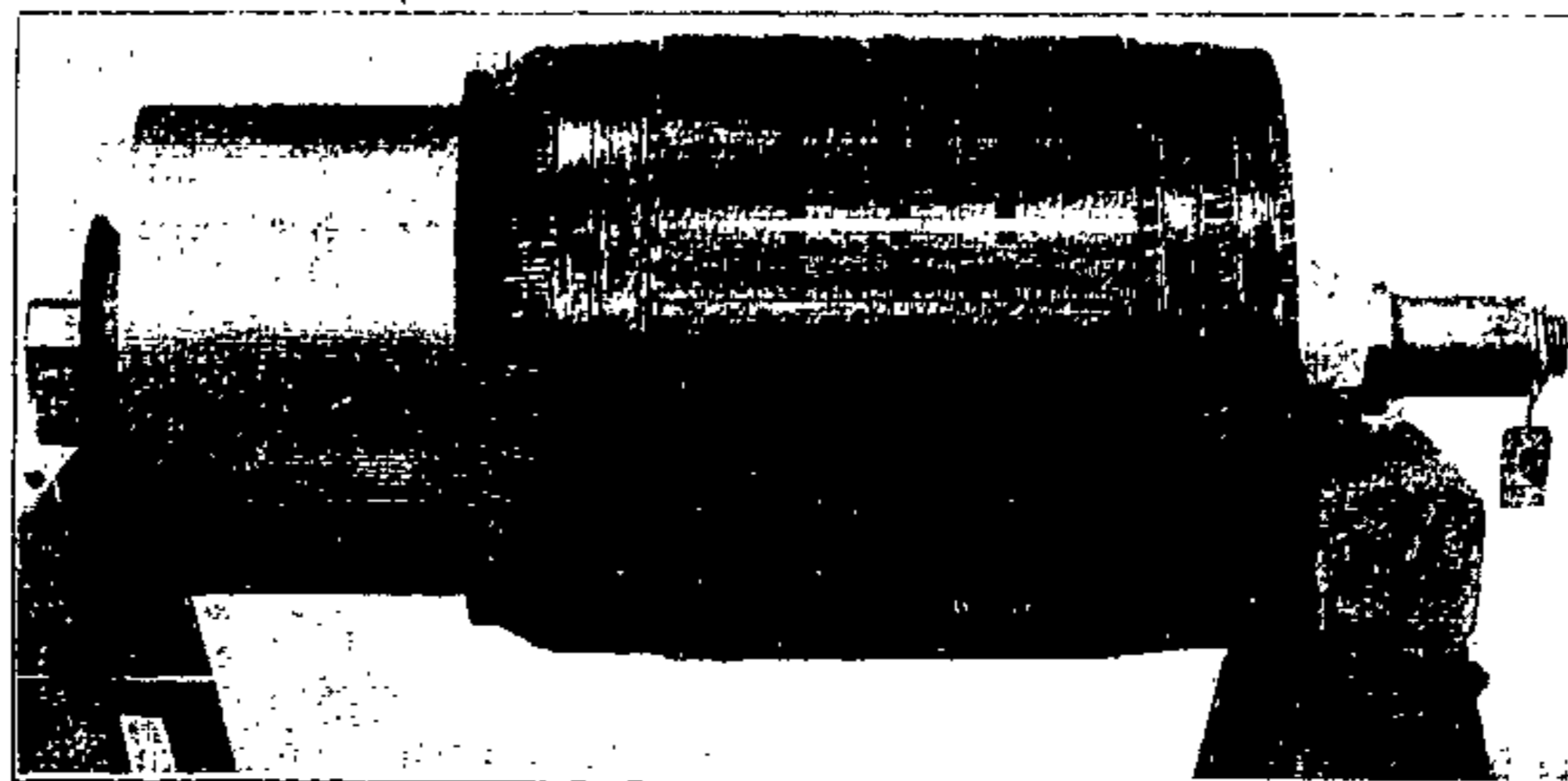
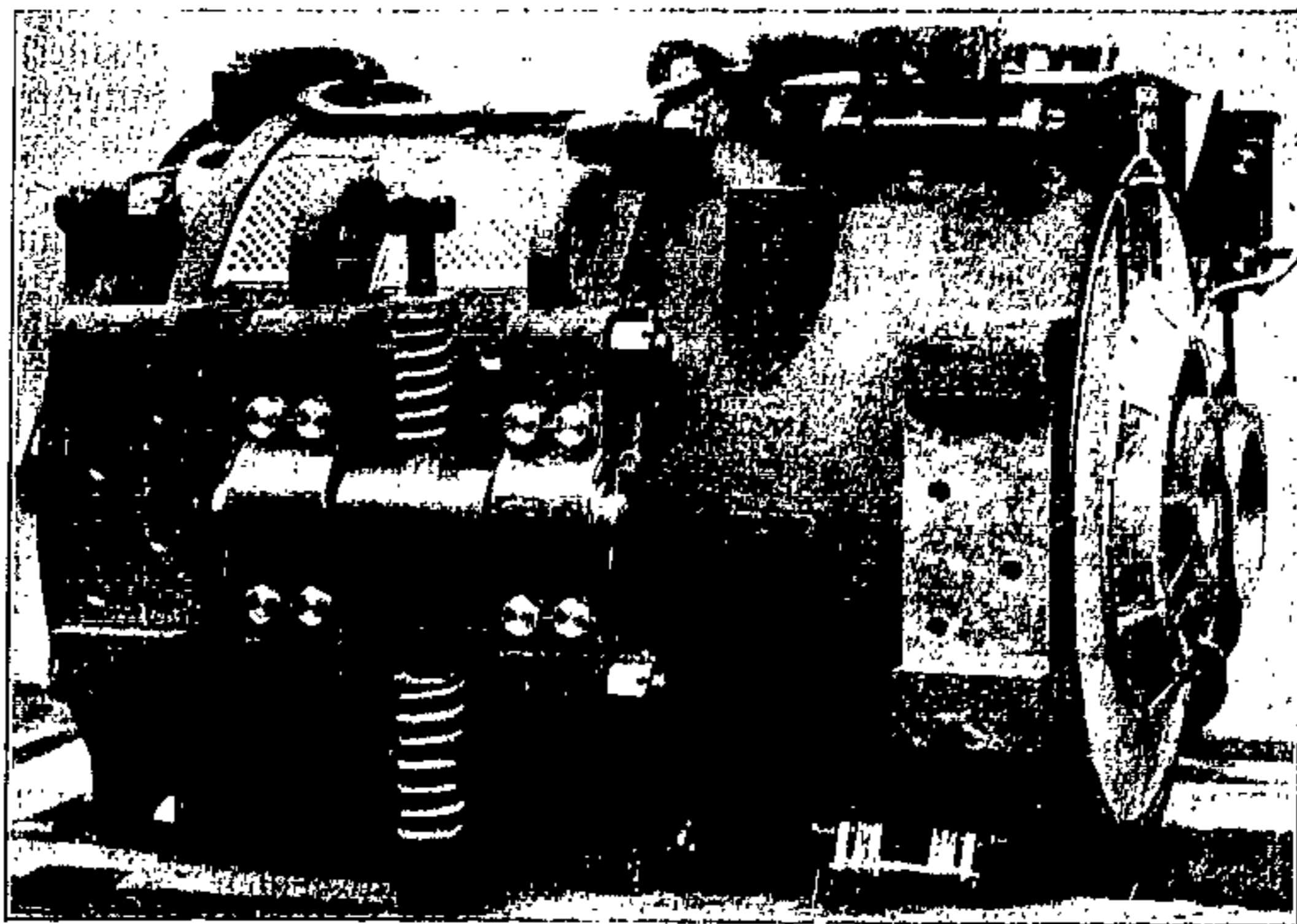
ten der neuen Ankerspule wiederum einen Pol an der alten Stelle erweckt. Weil sich dieselbe fortgesetzte Anziehung auch unten zwischen dem Anker- und dem festen Südpol links abspielt, gerät und beharrt der Anker in rascher, kontinuierlicher Rotation. Die minutliche Tourenzahl beträgt ungefähr 1800 bei kleinen und bis herab zu 600 bei den großen Motoren. Seine Spulen kreisen dabei jedoch stets im Magnetfeld; darum erscheint eine andere elek-



Wechselstrom-Nebeenschlußmotor für 60 PS Leistung; der 6polige Stator ist geöffnet.

trische Spannung in ihnen. Sie sucht einen Gegenstrom zu erwecken. Das gelingt ihr nicht; sie schwächt dann wenigstens den vom Netz in den Anker dringenden Strom sehr, und man

verbindet, ist selbst mit sorgfältiger Zeichnung schwierig zu erklären; wir wollen nur die Tatsache andeuten, daß alle die Spulen, die im Augenblick an beiden Feldmagneten vorbeistreichen nacheinander, diejenigen aber, die eben im Bereiche nur des einen weilen, im Moment gegeneinander vom Strom durchflossen werden. Da sehen wir, besonders weil diese Punkte jedesmal Verbindung mit dem Kollektorsegment tragen, dieselbe Funktion wie am Ringanker.



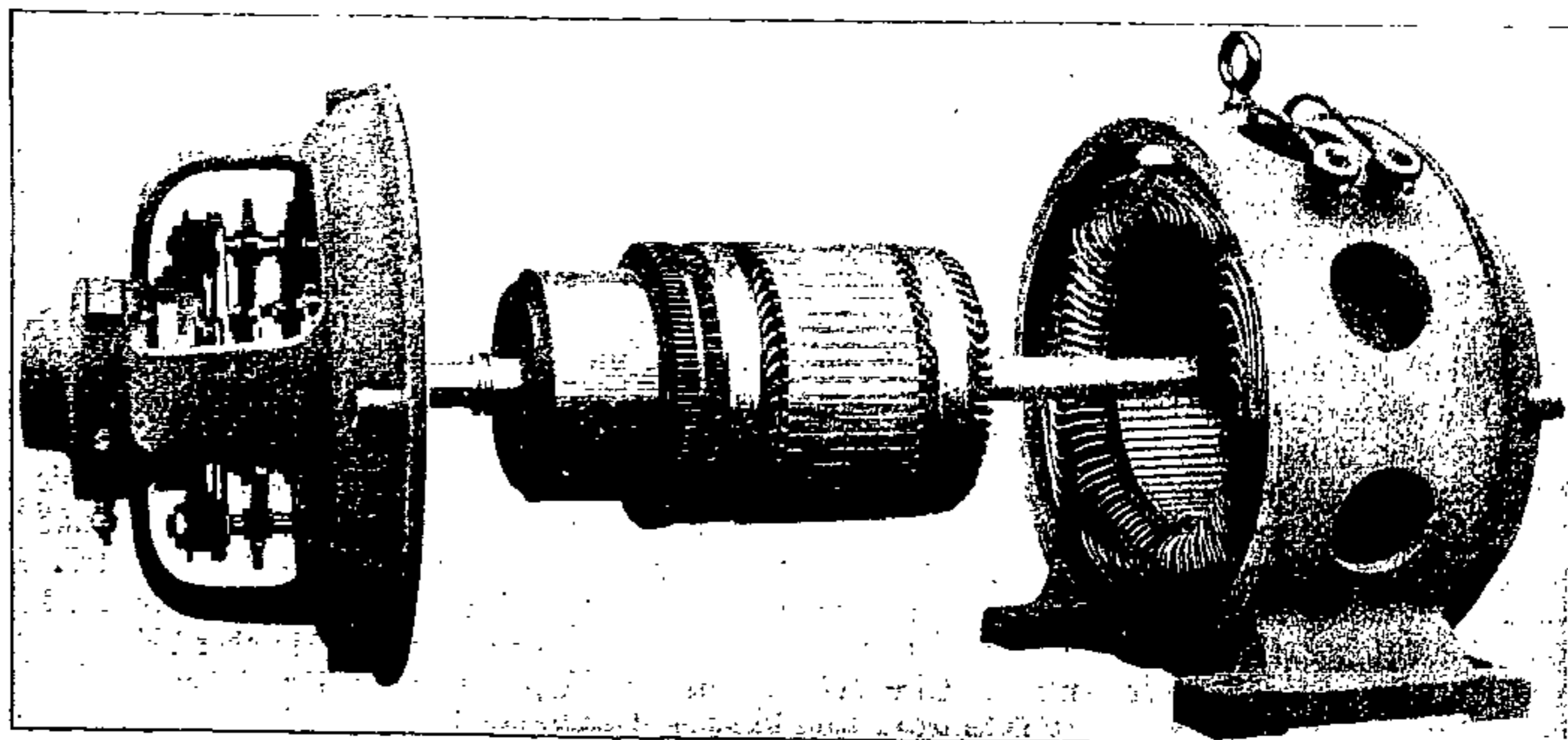
Einphasen-Kollektormotor für Bahnzwecke. Oben Gehäuse, unten Anker.

darf deshalb den Anlasser jetzt in Endstellung, auf direkten Stromschluß, rücken.

Der leichten Erläuterung wegen betrachteten wir einen Ringanker, in der Praxis haben die

Schwung gekommen ist, dreht sich der Anker aus dieser und elektrophysikalischer Ursache schneller. Die Nebenschlußschaltung eignet sich für Fabrik-

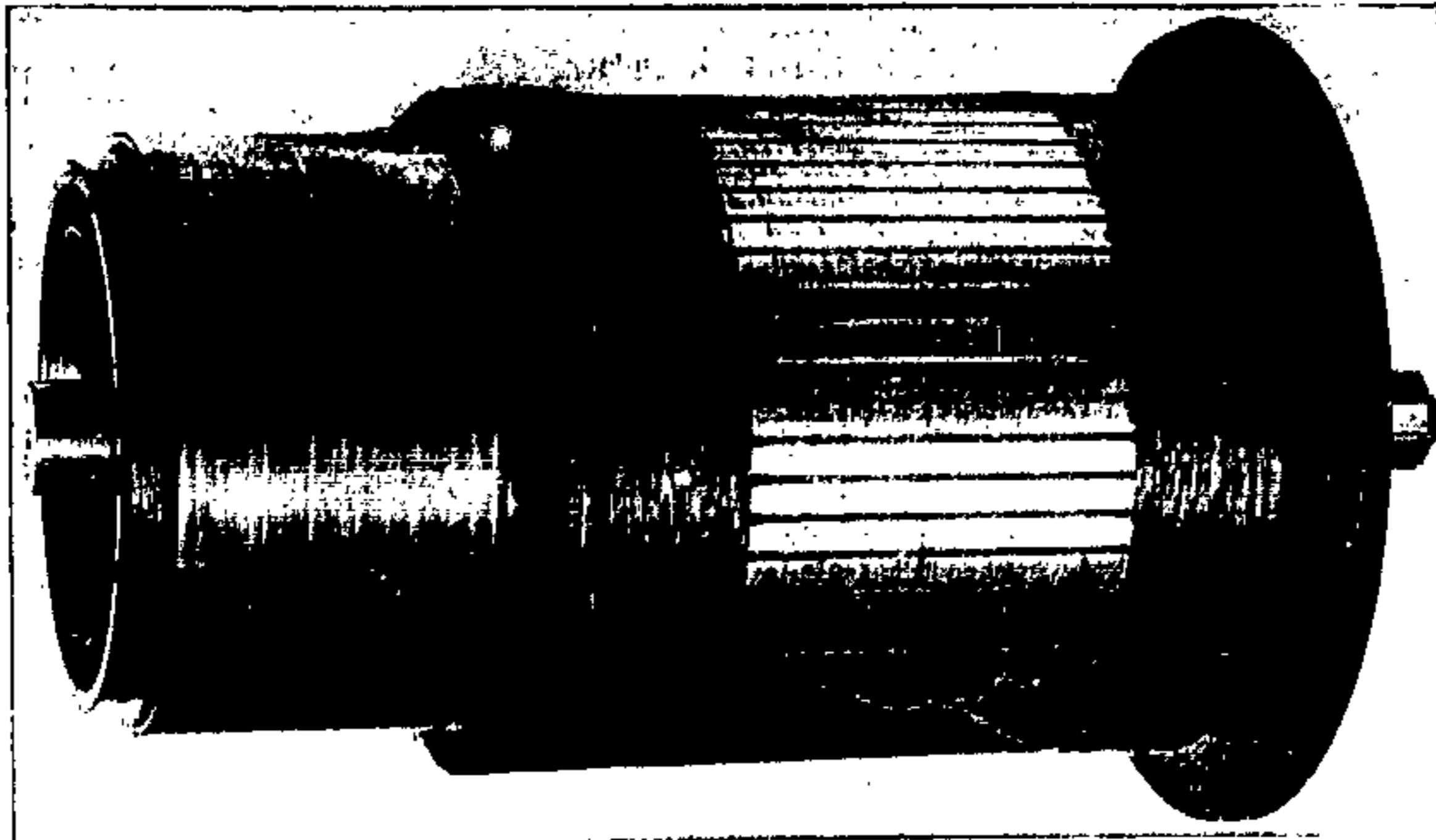
antriebe, der Hauptstrommotor ist der geschaffene Bahnmotor. Schickt man nun in einen Hauptstrommotor Wechselstrom, würde er dann mit denselben Kraftäußerungen zu rotieren beginnen? Gewiß. Die Art eines Elektromagnetpols, ob Süd- oder Nordpol, hängt allerdings von der Zirkulationsrichtung des erweckenden Stromes ab. Da diese im Wechselstrom beständig variiert, so werden natürlich auch die Magnetpole immer wieder vertauscht. Denken wir, die Pole des Magnetfeldes und des Ankers seien unter



Repulsionsmotor mit gelötetem Lagerstift.

edem ersten Stromimpuls so, wie früher im Falle des Gleichstroms geschildert: im Unter oben Süd, unten Nord, am Feld rechts Nord, links Südpol. Bei allen zweiten Impulsen hätten wir im Unter oben Nord, unten Süd, am Feld rechts Süd, links Nordpol. Der Infernordpol würde sofort vom Südpol des Magnetfeldes angezogen, also wieder nach rechts, unten nach links: der Anker behält folglich bei allen Wechsellagen seine Rotationsrichtung, die des Uhrzeigers. In größeren Exemplaren stellten sich an diesem einfachen Wechselstrom-Reihenschluss-Motor gefährliche Schwierigkeiten ein, nämlich Erhitzung des Gehäuses und übernormale Funkenbildung (Zenern) oftmals auch an dem Kollektor.

Dies letztere Uebel hat den Elektrotechnikern und Gelehrten viel Kopfzerbrechen verursacht, das erstere dagegen ist mittels Unterteilung des



Motor des 200 PS Winter-Eichberg-Motors. Die künstliche Ventilation (Luftführung) zum Vermeiden der Maschinenerwärmung, durch den rotierenden Anker, ist gut erkennbar.

geschnitten, beispielsweise oben sechs, unten sechs. Ein viereckiges Drahtbündel legt man jetzt mit den zwei Parallellseiten oben in die beiden innersten Nuten, ein zweites ebenso in die nächsten und ein drittes in die äußersten, und so wird der alle in gleicher Richtung überfließende Strom dort in der Partie des Blechpakets einen Pol, vielleicht Nordpol, erzeugen. Selbstverständlich muß man die Enden der Spulen in der richtigen Weise hintereinander verbinden. Wiederholt man es unten in demselben Verfahren, aber für den entgegengesetzten Strom, so gelangt man zu dem entsprechenden Südpol. Am Stator der Einphasenkollektormotore erzielt man nach dieser und anderen Wicklungsmethoden auch 4, 6

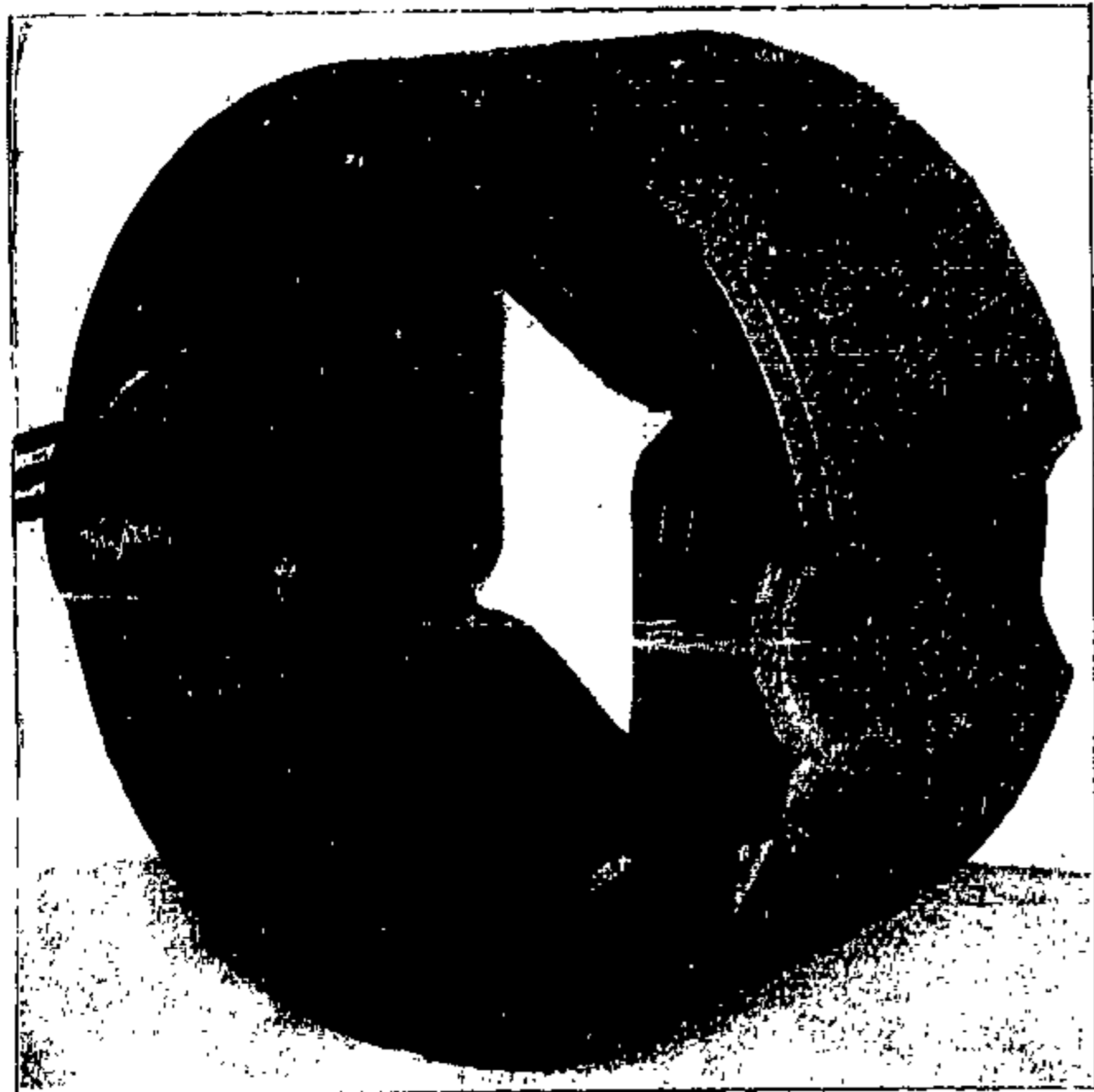
ragenden Magnetpole am Gehäuse, man gibt ihnen verteilte Feldwicklung. Wie man Gleichstrommotore höherer Leistung mit kreisrundem Gehäuse verfertigt, in denen 4,

oder 8 Magnetpole; man ordnet die Nuten rings herum gleichmäßig an und grenzt mit den einzelnen Spulen ebenso viele Bezirke ab. Ihre eingelegten Seiten müssen vollständig

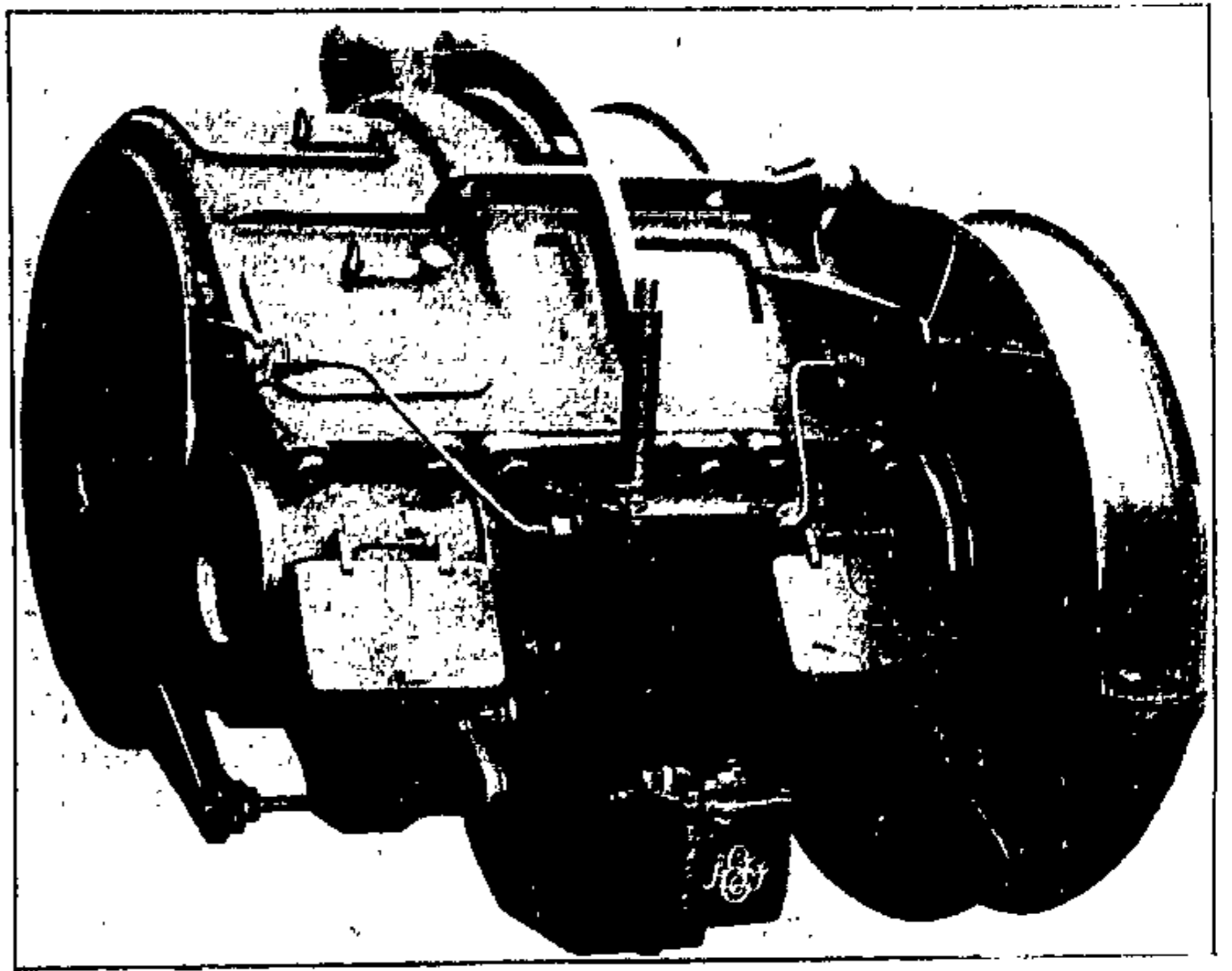
6 oder 8 Magnetpole sternartig eingebaut sind — es folgen abwechselnd Nord- und Südpole aufeinander und die zugehörigen Ankerpole gleicher Anzahl befinden sich stets in der Mitte, — so fertigt man auch die Wechselstrommotoren mit rundem Gehäuse. Dabei ist es mit Rücksicht auf die Stabilität der Maschine erforderlich, diese in zwei Teile zu spalten: ein festes, gegossenes, äußeres Gestell und die ringförmige, oben erwähnte

Schichtung aus Eisenblech. Beide, kompakt montiert, bilden den Stator oder Ständer. An der Innenseite der Blechschichtung sind nun in der Richtung der Maschinenachse gerade Nuten

unter das Eisen versenkt sein, so daß unvordringlich nur die glatte, runde Metallfläche erscheint. Die Spulenenden vorn und hinten werden nach dem äußeren Gestell zu ein wenig empor-



Stator-Blechpaket mit eingelegter Wicklung des 200 PS Winter-Eichberg-Motors.



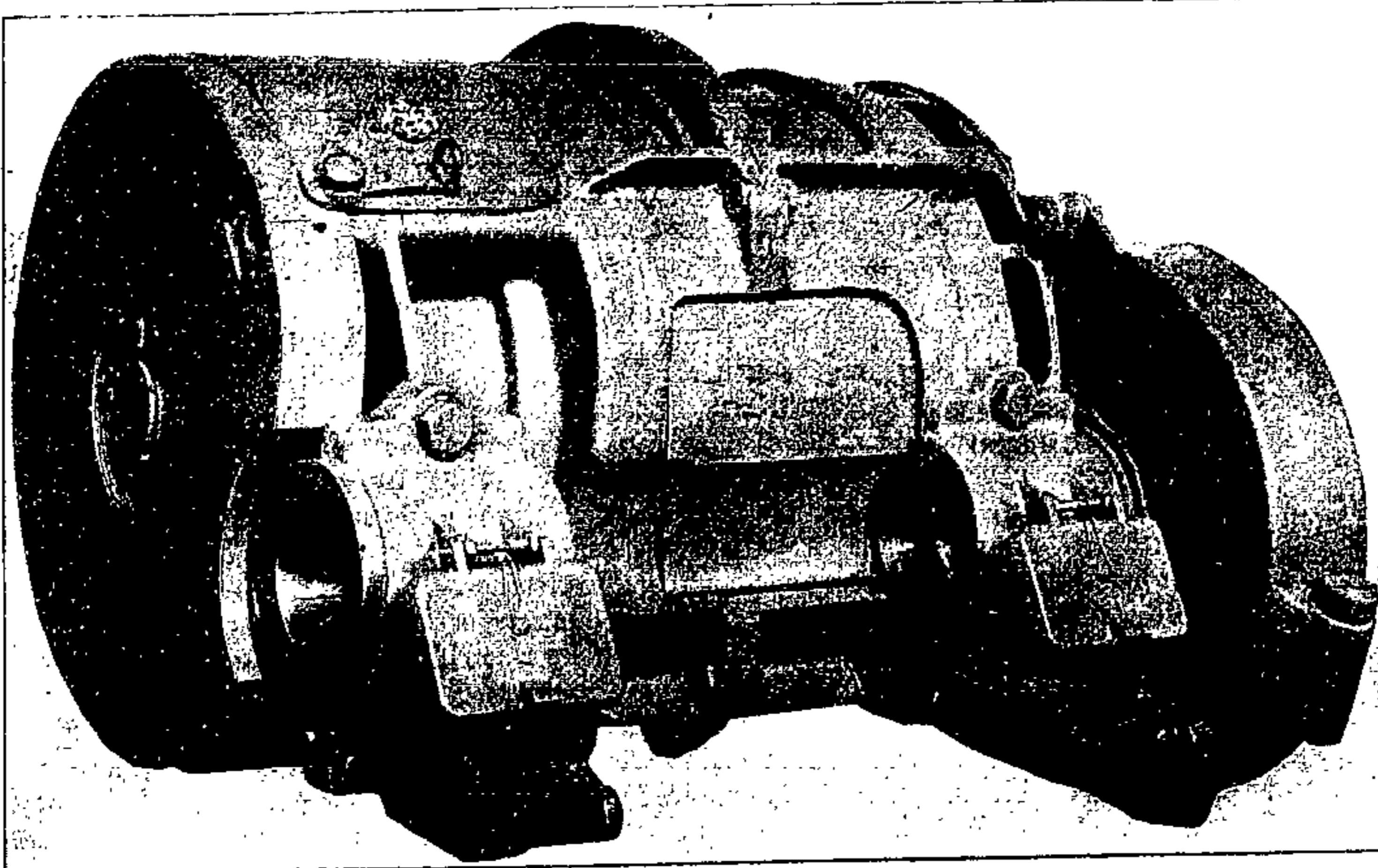
Winter-Eichberg-Motor für 250 PS. Zahnradgehäuse und Wagen-Wellentager sind sichtbar.

gehoben. Das rauche Auftauchen und Verschwinden eines Magnetfeldes ruft stets, wie wir aus vielfachen physikalischen Erscheinungen wissen, elektrische Ströme hervor. Hier freilich im Metall des Gehäuses. Infolge der Dauer und Intensität des magnetischen Kräftefeldes bringen die verborgenen Ströme das Eisen in Erwärmung. Man vermag glücklicherweise die Ströme fast unmöglich zu machen, indem man das Gehäuse aus einer großen Anzahl von Eisenblechscheiben zusammenbaut, die alle mit gleicher Gestalt, nebeneinander geschichtet und einzeln durch Lackierung und Papiereinlage isoliert werden. Die Bahn der verborgenen Ströme ist dann gestört, die Hauptursache der Erwärmung beseitigt. Bei größeren Maschinen für Wechselstrom überhaupt konstruiert man keine aus-

Schichtung aus Eisenblech. Beide, kompakt montiert, bilden den Stator oder Ständer. An der Innenseite der Blechschichtung sind nun in der Richtung der Maschinenachse gerade Nuten

unter das Eisen versenkt sein, so daß unvordringlich nur die glatte, runde Metallfläche erscheint. Die Spulenenden vorn und hinten werden nach dem äußeren Gestell zu ein wenig empor-

gehoben. Ferner sind, was wir beiläufig erwähnen möchten, die Motore für Bahnzwecke mit einem Spulen und Kollektor vor Verschmutzung schützenden und überall dicht verschlossenen Gehäuse ausgerüstet. Welcher Mittel und Wege man sich zur Beseitigung des Zenerns am Kollektor bedient, werden wir besser verstehen, sobald wir uns einmal über die Ursache der Funken-Erscheinung klar geworden sind. Und dazu nehmen wir uns den Reihenschlussmotor mit nur zwei Magnetpolen noch einmal vor, durch den eben ein Strom-Impuls geht. An der Feldwicklung tritt links der Süd-



Winter-Eichberg-Bahnmotor für 200 PS Leistung.

rechts der Nordpol ein, am Anker oben Süd-, unten Nordpol. Der Anker verhält sich also genau wie ein gewöhnliches Eisenstück, das von einer Drahtrolle magnetisiert wird; darum besitzt er ein eigenes, zu dem Hauptfeld des Motors *quere* gelegenes Magnetfeld. Dort, wo indes zum Eisen des Ankers die Kraftlinien der Statorwicklung eindringen, wird links ein Nordpol, rechts ein Südpol erzeugt. Infolgedessen verschwindet im Anker der obere und rechte zu einem mehr seitlich ausgebreiteten, gemeinsamen Südpol. Unten ist dasselbe der Fall, es zeigt sich mehr links ein Nordpol. Nun wollen wir weiter bedenken, daß die mit dem Anker rotierenden Spulen in dem Moment, wo sie den ersten Magnetpol verlassen und dem zweiten zuwandern, ihre Stromrichtung umschlagen. Das geschieht in der Mitte; und dort schleifen die Bürsten auf dem Kollektor, die im Augenblick, wo das eine Segment weicht und das folgende sich nähert, beide Segmente bedecken und in den Stromwechselnden Spulen Kurzschluß machen. Sofort schießt ein neuer Strom mit Behemung hinein, deshalb die Funkenbildung am Kollektor. Mit Umgehung der magnetischen Induktion vermag man das Spiel günstig zu beeinflussen, man braucht nur das Ankerquerfeld zu berücksichtigen. Weil die Ankerpole jetzt seitlich liegen, wird das Magnetfeld des Stators aus seiner ursprünglichen Lage verzerrt. Um nun die neue „Mitte“ zu suchen, dreht man die Bürstenbrücke in der Rotationsrichtung zurück, und unter denselben Betriebsverhältnissen müßte das Feuer verschwinden. Das Mittel genügt bei Wechselstromkollektormotoren allein nicht gut, große Bahnmaschinen verhalten sich besonders kritisch. Denn einmal ist das rasche Wechseln der Ströme in ihrer Zirkulationsrichtung, das die Sache erschwert, andererseits ist es die variierte Stärke und darum schwankende Intensität des Ankerquerfeldes. Führt eine elektrische Lokomotive z. B. unter erheblicher Belastung an, so herrscht im Motor ein viel stärkerer Strom, als während der Fahrt mit geringerer Last.

Besser wird es schon, wenn man an Einphasenmotoren, zwischen Kollektor und Anker, Widerstände einfügt, indem man anstatt der Drähte, die von jeder Spule zum Segment führen, Streifen aus Neusilberlegierungen oder anderem schlechtleitenden Metall benutzt. Die Ströme, die aus dem Kurzschluß der Segmente unter der Bürste resultieren, können sich dann naturgemäß nicht zu der sonstigen Intensität emporheben. Oder, weil das Feuer im Grunde vom Ankerquerfeld stammt, suchte man dessen, dem fortwährenden Stromwechsel ungünstige Wirkungen zu schwächen. Das ist möglich durch Anwendung einer zweiten Wicklung im Stator, die ein Gegenmagnetfeld in der Mitte zwischen zwei Polen verursacht. Die mehrpoligen Einphasenmotoren dieser Art werden mit der doppelten Gruppierung einer Erreger- und Kompensationswicklung selbstverständlich etwas kompliziert. Einen nach den oben angedeuteten Konstruktionsprinzipien angefertigten Einphasenkollektormotor für Bahnzwecke, der von den Siemens-Schuckert-Werken in Berlin stammt, bilden wir umstehend ab, und zwar auseinandergenommen.

Günstig wirkt bei der Kommutierung auch die reiche Anzahl der Kollektorsegmente, die man auf unseren Bildern erkennt. Wir lassen da noch als Beispiel den 60-pferdigen Wechselstrom-Reihenschlußmotor der Maschinenfabrik Derlikon (Schweiz) folgen, gleichfalls demontiert. Eine andere, auf wissenschaftlicher Erfahrung und Forschung gegründete Methode bezweckt eine Kompensation der schädlichen Wirkungen, indem beispielsweise ein zweipoliger Motor mit oben und unten angebrachten Bürsten am Kollektor noch zwei neue erhält, die rechts und links schleifen und mittels

eines Drahtes direkt vereinigt sind. Das ist wohl eine Kurzschlußanordnung, nur handelt es sich bei Wechselstrom stets um etwas andere Neuerungen physikalischer Kräfte als bei Gleichstrom.

Hier wollen wir den kompensierten Reihenschlußmotor verlassen und den eigentümlichen Repulsionsmotor noch kurz besprechen. Wir denken uns dazu zwei horizontale Feldmagnete, die mittels Wechselstrom erregt werden, dazwischen einen Trommelanker mit einer oberen und unteren Bürste, beide werden durch einen dicken Draht kurz geschlossen. Nun wird die Bürstenbrücke langsam derart verschoben, daß die Bürsten nicht mehr recht-, sondern schiefwinklig zum wagerechten Magnetfeld ruhen. Da fängt der Motor an, sich lebhaft zu drehen. Wie trägt sich das zu und wie kommt überhaupt Strom in den Anker? Die letzte Frage beantworten wir aus unserer allmählich gesammelten Erfahrung, daß ein Kupferring oder eine Drahtspule, die im magnetischen Feld bewegt werden oder umgekehrt, die fest sind und deren magnetische Umgebung rasch geändert wird, mit elektrischen Strömen, Wechselströmen, geladen werden. Bedingung ist, daß die Ringe der Spule, ihrer Lage nach, möglichst viele der magnetischen Kraftlinien schneiden. Am Stator unseres Motors ändert sich nun das Magnetfeld immer, es müssen auch Ströme in der Drahtwicklung des Ankers auftreten, sobald wir ihnen nur durch das Drehen der Bürstenbrücke den günstigsten Punkt zum Abfließen anweisen. Dann begegnen wir abermals den doppelseitigen Anziehungen vom Magnetfeld und dem neumagnetisierten Anker. So haben wir uns auch hier von der Tatsache überzeugt, daß das Anlassen eines Einphasen-Kollektormotors unter Umständen ohne Widerstände geschehen darf. Für Bahnzwecke kann man indes die Bürstenbrücke fest in schräge Lage stellen und dann anstatt des Kurzschlußdrahtes eine Leitung anschließen, die zu einem Kurbelkontakt verlängert wird. Dieser schaltet, ähnlich wie am Widerstandsanlasser, verschieden viele Windungen der Sekundärwicklung eines Transformators ein oder aus, dessen Primärwicklung den Erregerstrom transportiert.

Wir bilden hierzu einen Repulsionsmotor von Derlikon ab. Mit einer verwandten Schaltung manipulierte man ebenfalls an dem heute in Deutschland öfters genannten Winter-Eichbergmotor, der eigentlich zu der Klasse der Repulsions- wie Reihenschlußmotore zählt. An ihm finden wir parallel zum Erregerfeld ein Paar kurzgeschlossener Bürsten, senkrecht dazu zwei andere, die mit der regulierbaren Sekundärwicklung des Hauptstromtransformators verbunden sind, außerdem ein Hilfsmagnetfeld, dessen Lage und auch dessen Stromwechsel gegenüber dem ersten verschoben ist. Einzelheiten des Motors, den die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin fabriziert, geben wir hier wieder. Nach der Beschreibung dieser elementaren Konstruktionsdetails der Einphasen-Kollektormotoren möchten wir es damit genug sein lassen; das Gebiet, worauf die Erfinder heute rege beschäftigt sind, ist zu umfangreich. Jedenfalls hat man darin den Wechselstrom-Bahnmotor für Fernstrecken errungen, der einfacher zu betreiben ist, als der Drehstrommotor und, was bei diesem nicht möglich ist, dessen Umdrehungsgeschwindigkeit ökonomisch, ohne hohe Kräfteinbuße, reguliert werden kann. Darin gleicht er dem Gleichstrom-Serienmotor. Ist er zwar komplizierter und im Bau schwerer als dieser, so besitzt er trotzdem einen Vorteil. Die Geschwindigkeit des Gleichstrommotors beeinflusst man ausschließlich durch Widerstände, bei deren Erhöhung Energie verloren geht, während die Reguliertransformatoren des Wechselstrommotors je nach der benötigten Stromstärke die Spannung erhöhen oder erniedrigen.

Zunftwesen und Zunft sitten im alten Schleswig-Holstein.

Von E. Radlof.

Der „goldene Boden des Handwerks“ in früheren Jahrhunderten entsprach der damaligen Wirtschaftsweise, die sich eben von dem Prinzip leiten ließ, daß jedem Meister ein bestimmter Anteil an der Produktionsweise zu teil werden mußte. Der Triumpf der Technik und das Emporblühen der Industrie vernichtete zum großen Teil den goldenen Boden des Handwerks, und wenn heute im 20. Jahrhundert noch Reste dieser zunftgemäßen Produktionsweise vorhanden sind — wie zum Beispiel die Zwangsinnungen —, so beweist das jedenfalls die Fähigkeit des Zunftgedankens.

Auch in Schleswig-Holstein ragen noch diese Zunftgedanken aus früheren Jahrhunderten in die Jetztzeit hinein und bei den verschiedensten Handwerken werden diese Erinnerungen trenn behütet, wenn auch vornehmlich bei denen, wo sich die handwerksmäßige Betriebsweise am besten erhalten hat, zum Beispiel bei den Schuhmachern, den Schneidern, Schmieden, Gutmachern usw. Im übrigen aber hat die industrielle Produktionsweise dem Handwerk den Krieg erklärt und wird nicht eher enden, bis die erstere den Sieg davon getragen.

Es wird nicht uninteressant sein, hier einige schon im Verblissen begriffene Erinnerungen aufzufrischen und zu zeigen, welche Macht dem Zunftgedanken in früheren Jahrhunderten innewohnte und wie sich das ganze Tun und Treiben einer Stadt von ihm beherrschen ließ.

Wie in anderen Landesteilen Deutschlands, so nahm auch in Schleswig-Holstein die Tuchmacherei einen hervorragenden Platz ein. Um in diese Zunft aufgenommen zu werden, mußte der Meister im 16., bis tief ins 18. Jahrhundert hinein an die „hohe Obrigkeit“ 25 Taler, an das Tuchmacheramt ebenfalls 25 Taler zahlen, außerdem dem letzteren eine Tonne Eschebier und ein zinnernes Maß von 2 Pfund geben. Heiratete er aber eines Amtmeisters Witwe oder Tochter, so hatte er nur die Amtseichung zu leisten.

Im 16. und 17. Jahrhundert herrschten über Schleswig-Holstein noch dänische Herzöge. An diese mußten die Zünfte schwere Abgaben leisten, wenn sie zum Beispiel ihr Gewerbe verbessern oder auf einen anderen Markt ausdehnen wollten. Aber die Zünfte zahlten gern, wußten sie doch, daß auch für sie noch ein guter Schilling abfiel und im übrigen der Gegenjah zwischen Obrigkeit und Untertanen eine bis in die Ewigkeit unabänderliche Tatsache war, an der nicht zu rütteln war, alldieweil der liebe Herrgott diese Einrichtung geschaffen. Was die Tuchmacher anbetrifft, so ließ der Herzog Friedrich in Wittorf an der Stör im Jahre 1620 eine Walkmühle erbauen, die von den Ersteren in Neumünster über 200 Jahre benutzt wurde. Die Tuchmacher mußten an den Herzog und dessen Nachfolger pro Jahr 100 bis 150 Mk. lübsch zahlen. Je nach dem Geschäftsgange erhöhte oder ermäßigte sich die Steuer. Selbstverständlich mußten die Erneuerungskosten der Walkmühle von den Meistern gemeinschaftlich getragen werden.

Bezüglich der Lehrlinge herrschte bei den schleswig-holsteinischen Zünften der Brauch, daß, wenn ein Meister solchen annehmen wollte, dem Altmeister (der der Zunft vorstand) Mitteilung gemacht werden mußte. Es fand jedesmal eine Zusammenkunft statt, die mit einer solennen Aneignung verbunden war und die vom Meister und dem Jungen beziehungsweise dessen Vater gemeinschaftlich bezahlt werden mußte. Der Junge mußte außerdem in die Lade 2 Mark — oftmals auch weniger oder mehr — geben. Die

Lehrzeit dauerte vier bis fünf Jahre. War der Lehrling bei dem Meister in Logis — wie das meistens der Fall war —, so bekam er gewöhnlich in der ganzen Zeit keinen Lohn, wohl aber das nötige Zeug und bei Beendigung der Lehrzeit einen Gesellenanzug. Suchte der Lehrling sich kost und Logis außer dem Hause des Meisters, so bekam er in den ersten Jahren einen geringen Wochenlohn, in den letzten Jahren dagegen Gesellenlohn. Davon kürzte aber der Meister ein Drittel als Meisterlohn. Die Söhne der Meister (seien sie nun Tuchmacher, Sattler, Müller, Schuster, Schneider) hatten eine kürzere Lehrzeit, die zudem lange nicht so hart war, wie die der übrigen Lehrlinge. Der Lehrling stand unter strenger Kontrolle des Meisters und sämtlicher Gesellen. Er durfte sich abends im Orte nicht herumtreiben, durfte keinen Tanzsaal besuchen und nicht rauchen. Es war ein großes Vergehen, wenn er mit brennender Pfeife am Gesellen oder Meister sich vorbeizuging erdreistete. Der größte Festtag im Leben des Lehrlings war, wenn er vor offener Lade freigesprochen, zum Gesellen gemacht ward. Was er zahlen mußte, haben wir schon gesagt. Am zweiten Ostersfeiertage wurden fast alle Lehrlinge freigesprochen. Der Lehrling mußte vor offener Lade erscheinen und sein Vergehen aussprechen. Hinter der Lade saßen die beiden Altgesellen, einer davon das Schaffersholz haltend, ein drei Fuß langer, gedrehter Stab, mit seidnen Bändern auf das beste verziert. Um die Altgesellen standen oder saßen die Gesellen mit großem Ernst und ruhiger Würde und hörten das Vergehen des Jünglings. Er mußte dann wieder abtreten und es entspann sich eine Beratung über die Frage, ob die Zunftgesetze die Freisprechung des Lehrlings zulassen. Befahrensfalls wurde der Lehrling wieder hereingerufen und es wurde ihm der beglückende Freispruch verkündet. Das sogenannte Zunftgericht zeigte sich aber auch widerhaarig, wenn der Lehrling irgend etwas verbrochen hatte, sei es, daß er einmal beim Manchen betrogen ward oder wenn ihm sonst aus dem Kreise des Gerichts jemand nicht grün war. In diesem Falle wurde dem Lehrling oft übel mitgespielt. Der Mache Strahl traf ihn in mannigfacher Gestalt. Er mußte den Gesellen Gefälligkeiten erweisen, z. B. ihnen die Tür öffnen oder den brennenden Ridibus reichen, mitunter fekte es auch einen harten Puff, wenn es das Gericht nicht soweit trieb und den Lehrling noch ein Jahr auf das sehnsüchtig erwartete Ziel harren ließ. Sturzum, der Quälereien gab es eine schwere Menge und bei dem niedrigen Bildungsgrad unserer Altvordern fiel es nicht sonderlich schwer, seinen Rachedurst in ausgiebiger Weise zu stillen. In Neumünster herrschte der Brauch, daß von 1648 ab die Jungmeister an dem „ehelichen Willkommen“, d. h. als Zeichen ihrer neuen Würde ein silbernes Schild im Werte von einem halben Reichstaler geben sollten.

Soweit wir uns aus den zahlreichen alten Chroniken haben orientieren können, war die Mitarbeit der Frau streng verpönt. Die Hamburger Zünfte scheinen im 17. Jahrhundert eine Art Oberherrschaft oder Obergericht über die Zünfte in Schleswig-Holstein ausgeübt zu haben, denn aus einer Aufzeichnung in einem Buche über die Geschichte Neumünsters ersehen wir, daß die Zünfte in Neumünster an die Zünfte in Hamburg einmal 30 Taler entrichten mußten, weil eine Meilerin mit einem Gesellen gewebt hatte. Die Zünfte gingen wohl von dem Gedanken aus, daß „die Frau ins Haus gehöre“ und sich nicht um Männerarbeit zu kümmern habe. Fraglich mag es allerdings sein, ob alle Zünfte diesen Brauch der Bestrafung von Frauenarbeit geliebt haben oder ob er sich nur auf die „Meisterinnen“ bezog. Denn nach alten Schmökern, die wir aus Rendsburg, Wandsbek, Ahehoe und Flensburg

bezogen haben, scheint die Frauenarbeit in einzelnen Gewerben, wir nennen wahllos die Schneiderei, Schuhmacherei, die Schlächtereier, doch vorgeherrscht zu haben. Freilich handelte es sich hier nicht um Meisterinnen, sondern um die skrupellose Ausbeutung der Frauen und Kinder der Arbeiter, die als Gesellen usw. tätig waren.

Strafbar war es auch, wenn ein Meister einer Stadt in einer anderen Stadt arbeitete. Gesah es doch, wie in einem Falle, wo der Meister in Wandsbek arbeitete, dann wurden ihm einige 10 Taler Buße auferlegt. Selbst in einem Falle, wo ein Meister in Neumünster seinen Vnder aus Flensburg in Arbeit nahm, versiel ersterer in Strafe. Bei Ausführung der Zunftgesetze wurde auf Blutsverwandtschaft keine Rücksicht genommen!

Wie allgemein bekannt ist, hielten auch die Zünfte in Schleswig-Holstein streng darauf, daß die Gesellen auf Wanderschaft gingen. Zudem gab es schon damals rebellische Geister, die sich gegen dieses eherne Zunftgesetz verständigten und lieber bei Müttern hinterm Ofen

Wenn ich Dich lieb hab', was geht's Dich an?

Du bist die Sonne, in die ich schaue,
Ruhig und wunschlos, still himmelan;
Du bist der Kenghauch, der liebliche, laue:
Wenn ich Dich lieb hab', was geht's Dich an?

Ach, dieses wilde verzehrende Ringen
Darf ja nun nimmer Dir Friedlichen nahen,
Du sollst in Ruhe Dein Herze stets bringen?
Wenn ich Dich lieb hab', was geht's Dich an?

Froh wie die Lerche sing' Deine Weise,
Ewig dem heitersten Blick untertan;
Ich aber bete, so einsam und leise:
Wenn ich Dich lieb hab', was geht's Dich an?

Nacht nun der Abend mit Nachtigalls Singen,
Frau' ich dem Vöglein manch' Liebchen wohl an,
Zu Deiner Ruhstatt soll's ja nicht dringen:
Wenn ich Dich lieb hab', was geht's Dich an?

Ich wollte leisten, was Wen'gen gelungen,
Nichts für mein flammendes Fühlen empfan,
Wunschlos mein Wesen vom Worte durchdrungen:
Wenn ich Dich lieb hab', was geht's Dich an?

Wir wollen Frieden schließen in Treue,
Du nimmst mich hin als entschwindenen Wahn,
Ich aber rufe nun immer aufs neue:
Wenn ich Dich lieb hab', was geht's Dich an?

Waldeut Manasse.

hockten, als mit dem dicken Knüttel in der Hand und dem unvermeidlichen Felleisen auf dem Rücken in die Fremde wanderten und sich den Wind um die Nase wehen ließen. So beschloffen beispielsweise die Zünfte in Rendsburg, Elmshorn und Ahehoe im Jahre 1701, daß diese Städte „nicht für Wanderschaft gehalten werden sollten“. Im Jahre 1717 wurde diese Bestimmung wieder aufgehoben, weil sie mehr und mehr verhasst geworden war. Der reisende Handwerksburche aus Schleswig-Holstein nahm gewöhnlich seinen Lauf nach Süddeutschland, an der Schweizer Grenze machte er aber — wie schöngefärbte Berichte mit Bemuglung verzeichnen — Halt, weil die Schweiz eine Republik war und der unruhvolle Geist dort nicht etwa überspringen sollte in das harmlose, fürstlich-freundliche Herz des jungen Handwerksgejellen. Gesah es aber doch, daß der Jüngling ins fremde Land hineinpilgerte und berichtete er später dies Verbrechen zu Hause, so konnte es wohl geschehen, daß er mit

verdächtigen Augen angesehen wurde. Ganz so arg wirds wohl nicht gewesen sein, aber es ist charakteristisch für den in Liebedienerei zerfließenden Geist des damaligen Handwerkerturns, daß es keinen Sinn hatte für wahre Freiheit und Menschenwürde. Wenn wanderte der holsteinische Handwerksburche nach Sachsen. Dort fühlte er sich am wohlsten. Es hieß nämlich von Sachsen: „Die Kessel und die Klante waren von jeher vertraute, Gott lasse Holstein und Sachsen vereint fröhlich aufwachsen.“ Aber auch „die schönen Mädchen, die auf den Wäunen wachsen“, veranlaßten den holsteinischen Handwerksburche, nach Sachsen zu pilgern. Neben Tuchmacherei und Frachtfahrt waren in Schleswig-Holstein noch eine ganze Reihe von Handwerken vertreten: das Handschuhnähen, das Metallknopfnähen, die Schneiderei, die Schusterei, die Hutmacherei und die Weißgerberei. Das Handschuhnähen gab vielen Familien Brot. Die Metallknopfmacherei war in ganz Schleswig-Holstein üblich. Selbst nach Hannover und Sachsen und sogar ins Ausland lieferten die Schleswig-Holsteiner die Metallknöpfe. Die Ursachen des Niederganges dieses Gewerbes soll in der mangelhaften Ausbildung der Lehrlinge zu suchen sein. Zudem werden wohl auch andere Gründe mitgespielt haben, die in der Unzulänglichkeit der Methoden des Handwerks ihren Grund hatten. Die Schneider klagten allerorten darüber, daß ihnen durch die auf dem Dorfe anfälligen Schneider Konkurrenz gemacht wurde. Den Schuhmachern in Neumünster erstand in Elmshorn, Preetz und Warrstedt eine scharfe Konkurrenz, der sie nicht widerstehen konnten. Am meisten hatten vor 100 und mehr Jahren die Hutmacher zu leiden. Das Hüteltragen war allgemein üblich. Als die Befreiungskriege auch Schleswig-Holstein heimguckten und die russischen Krieger ins Land zogen, mit Mäulen bedeckt, da kamen auch diese in Mode — zum Verrger der Hutmacher. Nebenlich erging es den Gerbern. Namentlich der Landmann wollte keine Lederhosen mehr tragen und gewöhnte sich mehr und mehr daran, seine Schenkel in Tuch und Manchester zu kleiden. So haben denn die Befreiungskriege neben den fürchterlichen Greueln, die über Land und Meiden hereinbrachen, auch ihre zivilisatorische Bedeutung bezüglich der Bedürfnisse des Volkes gehabt. Ueber die Lohn- und Arbeitsverhältnisse im Zeitalter der Zünfte sowie über die Gewinne der Zunftmeister wäre noch recht viel zu sagen. Vergleichen wir nun gar die Löhne und Gewinne mit den Lebensmittelpreisen, so glaube ich, daß in normalen Zeiten in Schleswig-Holstein ein leidliches Auskommen möglich war. Daß sich die Zunftmeister durchweg sehr gut standen und in schlechten Zeiten von den guten zehren konnten, verheißt sich am Klante. Wenn wir die in früheren Jahrhunderten geltenden Schillinge und Kurantmarken in unser heutiges Geld umwechseln, so mag der Durchschnittslohn eines Zunftgejellen — wenn er außer Kost und Logis war — zwischen 8 und 12 Mk. pro Woche betragen haben. Der Gewinn des Meisters belief sich dagegen wohl auf das Doppelte und Dreifache, je nach den Konjunkturverhältnissen und dem Umfang seines Gewerbes.

Daß alle Lebensmittelpreise damals verhältnismäßig billiger als jetzt waren, leuchtet ein. So beliefen sich z. B. die Mehlpreise im Jahre 1820: die Tonne (2 Zentner) Weizen 11—13 Mk., die Tonne Roggen 7—10 Mk., die Tonne Buchweizen 8—10 Mk. und die Tonne Gerste 6—8 Mk. Ob nun aber zu Väterers Zeiten der Reallohn höher war als jetzt, das heißt ob man für etwa 10 Mk. früher besser leben konnte als jetzt mit vielleicht 18 Mk., wage ich nicht zu entscheiden. Sicher ist, daß der Wert des Geldes heute gewaltig gesunken ist. —

Fischreichtum und Fischfang in Hinterindien. Der für die hinterindischen Länder, namentlich für Kambodscha und Nachbargebiete, wichtigste und einträgliche Industriezweig ist der Fischfang an der Küste, im Mekong und seinen Nebenflüssen, sowie im Tonle Sap, dem größten Binnenmeer der Halbinsel. Von getrockneten und gesalzenen Fischen werden jährlich 200 000 Pikul (à 60 kg) exportiert. Der Mittelpreis pro Pikul beträgt 4 Piajter (à 3 Mk.), und wenn man nun bedenkt, daß der hinterindische Seideswert etwa das Fünffache des europäischen repräsentiert, so wird man begreifen, daß jener Export eine nicht zu unterschätzende wirtschaftliche Rolle für die Landesbewohner spielt.

Das Gebiet, das wir unter Indien begreifen, vom Indus an gerechnet bis zum Yangtse-kiang, ist einer der reichsten Bezirke der Welt. In seinen Gewässern sind bis jetzt 1900 Arten von Seefischen bei einer Gesamtsumme von etwa 3600, und 625 Arten von Süßwasserfischen bei einer Gesamtsumme von 2300 bekannten Arten festgestellt worden. Um zu erkennen, was selbst die anscheinend kleine Zahl 625 bedeutet, stelle man sich vor Augen, daß ganz Afrika mit seinen Gewässern nur 250 Süßwasserarten, Europa nur 360, Nordamerika nur 340 aufzuweisen hat. Die einzige Gegend, die der indischen an Fischreichtum gleichkommt, ja dieselbe sogar noch ein wenig übertrifft, ist Südamerika, und hier namentlich das Becken des Amazonasstromes; man zählt dort 670 bekannte Arten von Süßwasserfischen.

Die zahlreichen Mündungen des Mekong sind mehr oder weniger durch Sandbänke versperrt, die zwar die Schifffahrt hindern, aber dem Ein- und Austreten einer großen Menge von Seefischen kein Hemmnis bereiten. Die Fische gehen, soweit das brackische Wasser reicht; ja einige sind so organisiert, daß sie gleichmäßig im Salz, im brackischen und im Süßwasser leben können. Deshalb findet man mehrere Arten nicht sowohl im Meere, als auch in dem Tonle Sap, der gar keine oder doch nur verschwindende Salzbestandteile enthält, und den die Kambodschaner deshalb das „Meer des süßen Wassers“ nennen.

Wie alle Küstenbewohner begeben sich die Seefischer dieses Landes auf das Meer. Die Fahrzeuge sind äußerst primitiver und gebrechlicher Art.

Unter den zahlreichen Fischen nennen wir die Luermäuler, zu denen die Haie und Rochen gehören, die Makrelen, die Wäse, die Fingerfische, die zahllosen Arten der Clupeiden usw. Die Clupeiden werden an der Sonne getrocknet und in Salz gelegt; man gewinnt aus ihnen durch einen besonderen Fermentationsprozeß einige als Gewürz verwendete und stark mit Hautgout behaftete Speisen, die als Lokalprodukte einen großen kommerziellen Wert haben, und unter denen der „nuoc mam“ eine wichtige Rolle spielt. Dies ist eine Art dünnen Fischbieres von eigenartigem Geschmack. Während der Mondnächte im April und Mai stoßen die Fischer an der Küste mit Hilfe von Schleppnetzen, die von 8 bis 10 Mann gehandhabt werden, auf kompakte Büge eben ausgebrüteter Heringsarten. Jeder Netzzug bringt mehrere Pikuls der kleinen silberfarbenen, zappelnden Tierchen zum Vorschein. Man füllt sie, ohne sie auszuweiden, in Bütteln, legt sie so ein, daß eine Schicht Fische mit einer Schicht weißen Salzes abwechselnd, läßt nun die ganze Masse aufs Geratewohl gären, bis der Fisch zerfällt, und rührt schließlich den Inhalt des Gefäßes mit einem Holzstößel tüchtig um; das Endresultat dieser Manipulationen ist der gepriesene „nuoc mam“, der in möglichst luftdicht verschlossenen, irdenen Töpfen aufbewahrt und in den Handel gebracht wird. Dieses Produkt bildet längs der ganzen Ostküste Indochinas ein unentbehrliches Erfordernis jeder Eingeborenenküche, sei es, um gedämpften Reis schmackhaft zu machen oder Kräuterzuppen und Saucen zu würzen. Viele Europäer haben es so weit gebracht, ihren instinktiven Widerwillen gegen den Genuß der mit „nuoc mam“ zubereiteten Speisen zu überwinden, und es ist nicht zu verkennen, daß dieses Produkt als Würze auch für Europas tropenreisende Söhne einen schätzbaren Wert besitzt.

Der Fischfang wird von den Bewohnern nicht nur auf dem Meere selbst betrieben, sondern besonders auch auf dem Mekong, auf seinen Nebenflüssen und auf dem mit dem Mekong in Verbindung stehenden Tonle Sap, oder großen See, dessen Fischreichtum geradezu ans Fabelhafte grenzt.

Betrachten wir nun einmal den Fischfang in den Arroyos, den Zuflüssen des Tonle Sap, näher. Hier sind viele kleine Fischereien, da der Fang in den Arroyos bedeutend leichter, und der Kostenaufwand demzufolge erheblich geringer ist. Der kleine Fischer findet ein günstigeres Arbeitsfeld als am großen See, wo nur mit enormen, ein großes An-

lagelapital erfordernden Fanggerätschaften gewirtschaftet werden kann. So haben die Kambodschaner für den Fischfang auf dem Tonle Sap Netze, die bisweilen eine Länge von 2000 Metern erreichen.

In den Arroyos beginnt der Fischfang gewöhnlich Ende Januar oder in den ersten Tagen des Februars, ein wenig früher als derjenige im Großen See. Er dauert auch länger als der letztere. Der Grund dafür ist sehr natürlich; denn in den Arroyos fallen die Gewässer zuerst, um später als im Großen See wieder zu steigen. Fast alle Arroyos werden verrietet und bilden eine lebende Matrik in den Einkünften der Gouverneure.

Die Fanggerätschaften, die man in diesen Zuflüssen des Tonle Sap anwendet, sind teilweise aus Hanf oder chinesischem Messelgarn, teilweise aus Bambus gefertigt. Sie ähneln im großen und ganzen den Fischereiverkzeugen, die auch bei uns gang und gäbe sind. Da ist z. B. ein Netz, das die Kambodschaner „hnon“ und die Annamiten „bot“ nennen, und das die Form einer großen Schippe hat. Es besteht aus einem hölzernen Stiel, der an seinem Ende ein kleines Querholz trägt. Dieses Querholz ist bestimmt, zwei gabelförmig divergierende Bambusstäbe in bestimmter Entfernung voneinander zu halten; an ihnen wird das Netz befestigt. Sie stützen sich auf einen kleinen Pflock, der den Stiel durchbohrt. Das für das Netz verwendete Garn ist sehr fein (1 Millimeter im Umfang); die Maschen haben ungefähr 1 Zentimeter Seitenlänge. Die Handhabung des „bot“ geschieht dergestalt, daß man es senkrecht zur Strömung ins Wasser taucht und nach einiger Zeit mit einer löffelartigen Bewegung wieder herauszieht.

Ein zweites Fanggerät ist das „son-tui“ oder „luoi-cau“. Auch dieses ist in Europa gebräuchlich. Es besteht aus einer sehr feinen, 1,5 Millimeter im Umfang messenden horizontalen Schnur, an der in Entfernungen von je 1 Meter kleine vertikale Fäden von 50 Zentimeter Länge angebracht sind, deren Enden Angelhaken tragen. Letztere bestehen aus ziemlich grob geformten Messingdrähten von 2 bis 2,5 Millimeter Durchmesser und sind mit einem schwachen Widerhaken versehen. Sie kosten das Hundert 4 Mark. Dieses Fanggerät wird sehr sorgfältig aufbewahrt und mittels eines mit einem Schlich versehenen Holzstabes in guter Ordnung gehalten. Die Haken werden in diesem Schlich nebeneinander aufgehängt, 100, 150, 200 Stück. Das ganze Gerät mit 100 Haken kostet 8 Mark. Will man mit ihm dem Fischfang nachgehen, so wickelt man den horizontalen Faden ab, knüpft ihn an die Zweige von Büschen und befestigt an jedem der Haken einen kleinen Fisch. Die Angel wird demselben in einer Weise einverleibt, daß seine Lebensorgane nicht verletzt werden und er durch seine Bewegungen die Aufmerksamkeit der nur lebende Tiere verfolgenden „schwarzen“ Fische erregt. Ein kleiner Kahn bleibt an Ort und Stelle, um von Zeit zu Zeit die Haken zu wechseln und die gefangenen Fische herauszuheben.

Da ist ferner ein großes rechteckiges Netz mit gleichen Maschen, verschieden benannt nach der Größe der Maschen und der Verschiedenheit seiner Bestimmung. Die Annamiten nennen eine Art desselben „luoi-rung“, die Kambodschaner „mon-bos“. Dasselbe dient zum Fangen großer Fische, wie der Welsarten, seine Maschen haben eine Seitenlänge von 75 Millimeter, und das Garn ist sehr grob. Dieses Netz wird auf dem Großen See nicht angewendet, aber sehr viel auf dem Mekong. Dann gibt es andere, ähnlich geformte Netze, aber mit kleineren Maschen. Diese haben weder Holzschwimmer am oberen Teile noch Bleigesenke am unteren. Man befestigt sie durch Pfähle und legt sie in querrer Richtung zum Strom. Die Fische, die sich ein unvorhergesehenes Hindernis antreffen, in das sie mit einem Teil des Kopfes geraten sind, wenden sich schleunigst zur Flucht; hierbei verirren sie sich aber nur noch mehr in den Maschen und können nicht mehr entfliehen. Die Netze werden in der Nacht gelegt und fünf- bis sechsmal am Tage gehoben. Alle drei Tage müssen sie aus dem Wasser genommen und auf die Trockenplätze gebracht werden, wenn sie nicht verderben sollen. Das Garn wird gegen die Schädlichkeit der Luft und der Feuchtigkeit durch eine aus der Rinde der Bambosifera resinosa gewonnene Flüssigkeit geschützt, die der Kambodschaner „meisa“ nennt. Man socht diese Rinde in großen eisernen Kasserollen ab. Nach Verlauf einiger Stunden ist sie konzentriert genug, um Verwendung zu finden. Sie wird in eine Kofa getan, und das Netz, das man konservieren will, in diese hineingelegt.

Das wichtigste aus Bambus hergestellte Gerät für die Fischerei in den Arroyos sind die sogenannten Barrieren, große Geflechte, die entweder für sich allein schon genügen oder mit anderen Ge-

flechten verbunden werden, um den ganzen Arroyo abzusperrten und so dem Fisch die Flucht in den Tonle Sap abzuschneiden. Diese Barrieren werden an einer Stelle des Arroyo gelegt, die noch unter Wasser steht, aber in absehbarer Zeit durch das weitere Sinken der Gewässer trocken gelegt wird. Die Folge davon ist, daß alle Fische, die sich oberhalb der Barriere befinden, dieselbe passieren müssen, wenn sie nicht auf dem Trockenien elendiglich verenden wollen. Viele versuchen dieses ihren Wehrenden Flechtwerk zu überspringen, verlieren aber meistens ihr Leben, indem sie zwischen den Stäben der Barriere hängen bleiben und von der Sonne gedörrt werden. Diejenigen, die durch das Flechtwerk hindurchzuschlüpfen sich bemühen, können dazu nur gewisse Löffnungen benutzen, die der Fischer mit Flecht darin gelassen hat. Diese Löffnungen sind ähnlich konstruiert wie die legelförmigen Bambusgeflechte in den Meusen. Sie gestatten zwar dem Fisch den Eingang, erlauben ihm aber nicht, wieder rückwärts hindurchzuschlüpfen. Hinter diesen Löffnungen befinden sich, ebenfalls aus Flechtwerk zusammengefügt und an den Barrieren befestigt, rechteckige Meserboirs, in denen sich die Fische allmählich versammeln, um von Zeit zu Zeit ausgehoben zu werden.

Der ergiebigste Fang in den Arroyos findet in den Monaten März und April statt. Die Fischer jedes Arroyo sind miteinander assoziiert; sie teilen sich das Ergebnis ihres Fanges nach dem Verhältnis ihrer Einlagen.

Neue Bücher. Die überaus wertvollen Aufschlüsse, die die babylonischen Forschungen über den kulturellen Stand des Zweistromlandes in den letzten Jahren gebracht haben, sind wiederum durch ein neues Werk Friedrich Delitzschs „Handel und Wandel in Babylonien“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, Preis 2 Mk.) ergänzt worden. Das neue Buch gibt in knappem Rahmen einesselndes und lehrreiches Bild von dem Kulturleben der alten Babylonier. Die volkswirtschaftlichen Zustände ihres Landes, ihre Kunstbetätigung, ihre hygienischen und medizinischen Maßnahmen bei Epidemien und Krankheiten werden uns geschildert; zugleich werden wir auch über ihre Kleidung, ihre Wohnstätten und ihre Rechtsanschauungen belehrt. Zahlreiche Illustrationen tragen viel zur leichteren Verständlichkeit des Buches bei, so daß die Vorstellung, die uns der Verfasser vom Leben und Treiben des alten Kulturvolkes gibt, eine überaus plastische wird. Als ethnologisches Hausbuch im guten Sinne des Wortes kann man Dr. Albert Arenbes Werk „Das deutsche Haus und seine Sitte“ (Gütersloh, C. Bertelsmann) bezeichnen. Das Buch kann als eine Sammlung von Mitteilungen aus der deutschen Kultur- und Sittengeschichte bezeichnet werden; sein gediegener und sorgfältig ausgewählter Inhalt deutet auf eine reiche Befähigung hin.

Dann liegen uns noch zwei Publikationen vor von Männern, die als Kampfgenossen und Mitstreiter um die proletarischen Ideale besonders nahe stehen. Von unserem verstorbenen Mitarbeiter, dem Genossen Manfred Wittich, ist das Buch „Die Kunst der Rede“ (Leipzig, Mich. Lipinski, Preis gebunden 1,50 Mk.) jetzt in dritter ergänzter Auflage erschienen. Wir wünschen dem Werk, daß es auch in der neuen Auflage sich der gleichen Beliebtheit erfreue, wie bisher. — „Hamburg und sein Proletariat im achtzehnten Jahrhundert“ (Hamburg, E. Dubber, Preis 80 Pf.) betitelt sich eine Schrift unseres Parteigenossen Dr. H. Laufenberg, die als Heft 12 der Sammlung sozialistischer Schriften, herausgegeben im Auftrage der Vorstände der sozialdemokratischen Landesorganisationen Hamburgs und der Vorstände der sozialdemokratischen Vereine von Altona, Ottensen und Wandsbek veröffentlicht wird. Für die Geschichte der Hamburger Arbeiterschaft ist Laufenbergs Publikation von hohem Wert, denn sie schärft tief und sucht vor allen Dingen die Entwicklungstendenzen zu ergründen, die auch in Hamburg aus dem Zukunftswesen heraus zur modernen, freiorganisierten Lohnarbeiterschaft führen. Überall ist sicheres Quellenmaterial zusammengetragen. Die gewaltige Stoffmenge ist geschickt verarbeitet und formt sich in allen Einzelheiten zu plastischen, anschaulichen Bildern, die nicht nur den Historiker interessieren dürften, sondern auch für den Arbeiter, der sich über das geschichtliche Werden seiner Klasse belehren will, von bleibendem Wert sind.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!